



Edwin Erich Dwinger

**Panzerführer**



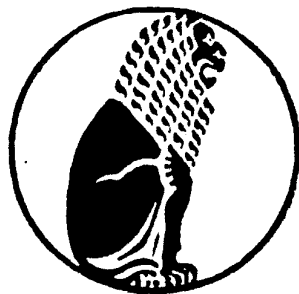


Edwin Erich Dwinger

Edwin Erich Dwinger

# Panzerführer

Tagebuchblätter vom Frankreichfeldzug



Eugen Diederichs Verlag Jena

Deutsche Reihe Bd. 112

21. bis 50. Tausend  
Copyright 1941 by Eugen Diederichs Verlag  
Jena. Druck der Spamer A. & S. in Leipzig

## Sturm auf Calais

Wir saßen gerade beim Mittagessen in unserm Schloßchen bei Boulogne, als ein Ordonnanzoffizier des Korps den Marschbefehl brachte. Alles sah gespannt auf den General – lag der neue Einsatz nicht in der Luft? Seit Tagen hatten alle nur einen Wunsch – würde er sich vielleicht jetzt erfüllen? Das sonst so offene Gesicht des Generals blieb beim Lesen unbeweglich, vergeblich suchten wir in seinem Ausdruck das ersehnte Wort zu erkennen. Mit einem Male veränderten sich seine Züge dennoch, bekamen seine Augen einen harten Glanz, seine Lippen ein vielleicht nicht gewolltes Lächeln. „Meine Herren“, sagte er dann, ließ den Befehl sinken, „unser aller Wunsch ist erfüllt! Wir brechen sofort nach Norden auf, die Division wird auf Calais angesetzt! Unsere Division wird es also nehmen, wird dieses historische Schlachtfeld an sich reißen, damit den Griff an Englands Kehle tun! Wir brechen unsere Zelte hier augenblicklich ab, ich aber sage als Letztes vor diesem Aufbruch nichts als jenes Wort, mit dem sich unser Kommandierender bei seinem gestrigen Besuch verabschiedete: Für die Panzerdivisionen hängt das Ritterkreuz am Stadttor von Calais!“

Wir waren unwillkürlich alle aufgesprungen, selbst der Phlegmatischste konnte nicht mehr zu Ende essen. Der Generalstabs-oberstleutnant begab sich sofort ins Kartenzimmer, um mit dem General die Marschordnung auszuarbeiten, der Erste Ordonnanzoffizier übernahm den Abmarsch des Stabsquartiers. Da ich in diesen Tagen eine eigentliche militärische Funktion nicht hatte, griff ich bei diesem Aufbruch helfend zu. Ein Wagen nach dem andern wurde angeworfen, jedem der Platz genannt, auf dem er

sich einzufädeln hatte. Schon eine Stunde später trat der General auf die Freitreppe, bestieg mit dem Generalstabsoffizier den großen Kübelwagen. Der General fuhr demnach zur Erkundung voraus, wir mußten also trachten, ihm auf die beste Weise nachzukommen.

Der Kübelwagen war kaum zum Tor hinaus, als auch das ganze Stabsquartier schon anfuhr. Aber eine Kolonne ist kein Einzelfahrzeug, schon nach wenigen Minuten war er uns entschwunden. Ich fuhr im Dienstwagen des Generals an zweiter Stelle, vor mir lief lediglich der Wagen des Kolonnenführenden Hauptmanns, vor ihm als Spitze ein halbes Duzend knatternder Kradmelder. Es ging quer durch das ganze Artois, zu Anfang kreuzten wir noch häufig andere Kolonnen, gegen Abend wurden die Straßen immer einsamer. Einmal erblickten wir auf einer Parallelstraße eines unserer Panzerregimenter, es schob sich wie ein grauer Tausendfüßler durch das frische Grün, schmiegte sich raupenhaft an jede kleine Bodenfalte, strahlte selbst auf diese Entfernung eine Atmosphäre von böser Gefährlichkeit aus.

Unser Endziel wurde auf dem Marsche dreimal vorverlegt, es schien im ganzen Artois kein Feind mehr zu stehen, hatte der Gegner schon alles auf die Küste zurückgezogen? „Wenn es noch lange so weitergeht“, sagte der Hauptmann bei einem kurzen Halt lachend, „fahren wir schließlich noch in Kolonne in Calais ein!“ Aber es ging nur mehr kurze Zeit auf diese Weise weiter, kaum senkte sich die Dunkelheit auf die flandrischen Wiesen, sahen wir am nördlichen Himmel die gelben Blitze schwerer Artillerie. Noch eine Stunde später hörten wir es schon deutlich wummern, es schien dort oben doch manches auf uns zu warten. Bei den häufigen Halten zur Orientierung spähten alle mit den Gläsern nach Norden, dort lag der Kanal, vielleicht vermochte man sogar schon das Meer zu erblicken? Das Meer des Ärmelkanals, jene gepriesene Bucht, nach der vor sechsundzwanzig Jahren so viele Gläser gespäht, ohne sie jemals mit dem hungernden Blick zu erfassen!

Bei unseren Halten suchten wir immer gute Baumdeckungen, näherten wir uns nicht immer schneller der englischen Flugbasis? Wenn wir sie irgendwo zu erwarten hatten, die englischen Bomber, dann mußte es in diesem Landstrich sein! An diesem Tage aber erspähten uns noch keine, sie waren wohl alle zum Schutze der Dünkirchener Truppen eingesetzt. Um Mitternacht rumpelten wir plötzlich über eine Bahnlinie, erblickten gleich darauf zwei bunte Lichter, ein leuchtend grünes, das scheinbar feststand, ein weit in die Nacht strahlendes rotes, das sich anscheinend schnell von uns entfernte. Ich grübelte im Halbschlaf lange darüber nach, bis es mich plötzlich mit jäher Hitze überfiel: Das grüne war das Einfahrtslicht eines Bahnhofs, das rote aber das Schlußlicht eines Zuges! Hier liefen also die Bahnen noch wie im tiefsten Frieden, hatte also anscheinend noch niemand die leiseste Ahnung, daß sich bereits eine Panzerdivision alles überrennend ins Land ergoß, getreu dem Worte des berühmten Generals der Schnellen Truppen, daß die Panzerdivisionen die Seydlitzsche Kavallerie unseres Jahrhunderts seien. Ich mußte lächelnd an meinen letzten Krieg als Reiter im Osten denken, nun brach ich wieder tief ins feindliche Hinterland hinein, nur daß ich nicht mehr eines sondern hundert Pferde ritt . . .

Allmählich ging es auf ein Uhr nachts, am dunstigen Himmel stieg ein schmaler Mond auf. Wenn ein Windzug ging, vermeinte man, Salzwassergeruch zu spüren. Dazwischen kam der Duft von blühenden Büschen, vom frischen Fettgras der weiten Wiesen, die nachts viel stärker als am Tage duften. Über einzelne Mulden breiteten sich lange Nebeltücher, wenn sich dort nun Truppen versteckt hatten, uns plötzlich im Vorüberfahren mit Feuer überschütteten? Ich hatte eine Weile geschlafen, jetzt konnte ich es nicht mehr. Wir mußten doch jeden Augenblick auf den Feind stoßen, es konnte beim besten Willen nicht mehr lange dauern . . .

Wir erreichten unser Nachtziel ohne Feuer, liefen um ein Uhr



im Städtchen Marquise ein, wohl dreißig Kilometer südwestlich Calais. Die Wagen wurden sorgfältig unter die Bäume eines Hofes gefahren, man mußte sie in dieser Nacht so gut wie nie zuvor verstecken. Wir selbst gingen in ein villenartiges Landhaus hinüber, in dessen Halle der General schon auf uns wartete. Der Oberstleutnant berichtete uns, daß die Truppen alle Ausfallstellungen erreicht, trotz des nächtlichen Aufmarsches alles bestens geklappt hätte, damit der Ring um Calais schon lückenlos gezogen sei. Wir tranken gemeinsam noch ein Glas Sekt, stießen dabei in merklicher Erregung auf den morgigen Tag an. „Unsere Division hat zweifellos schon einige historische Tage hinter sich“, sagte der General gleichsam als Trinkspruch, „trotzdem möchte ich den morgigen als ihren wahrscheinlich größten dieses Krieges bezeichnen!“

Damit gingen wir auseinander, begab sich jeder in ein Zimmer. Der Oberstleutnant hatte sich nur eine Matratze ausbreiten lassen, er legte sich mit dem Ordonnanzoffizier vor dem Kamin auf den Boden. Mir selbst hatte die Ordonnanz ein Zimmer im ersten Stock gerichtet, es war anscheinend ein Damenzimmer, das mich mit seinem gleichsam soeben erst verlassenen Frisiertisch eigenartig anmutete. Es stand eine lange Reihe von Puderböschchen auf seinen Glasplatten, dazwischen eine ganze Handvoll bunter Salbennäpfchen, der weiche Duft einer fernen Welt umstand das Ganze wie eine Wolke. Ich warf mich angezogen auf das breite Ruhebett, ein Entkleiden war nicht ratsam, hier im engsten Bereich der englischen Heimatflieger. Ich schlief fast augenblicklich ein, begann jedoch alsbald zu träumen. Es war kein Wunder, was ich dort träumte: Von einem großen Balle träumte ich, von vielen Frauen auf einem Faschingsfest – konnte man in diesem zarten Milieu raschelnder Spitzen, in dieser betäubenden Wolke süßen Duftes etwas anderes träumen?

Als die Ordonnanz mich weckte, wurde es gerade wieder Tag. Da es nicht einen Tropfen Wasser gab, ergriff ich eine Flasche

Eau de Cologne, die inmitten der Puderbüschchen stand, begann mich damit kräftig abzuwaschen. „Pardonnez-moi, Madame“, sagte ich mit einer kleinen Verbeugung, „mais la guerre...“ Ich kam sehr erfrischt ins Kaminzimmer hinunter, wo sich die Offiziere erst gerade reckten. Auf dem Tisch stand ein Teller mit englischen Beutefleis, von denen wir jeder ein Stückchen knapperten. Alle fröstelten sichtlich ein wenig, war es der kurze Schlaf, war es der Morgen vor der Schlacht? Im Kamin brannten die letzten Reste des Feuers; als der General eintrat, begann er sofort, sich vor seiner Glut die Hände zu reiben. „Also dann vorwärts!“ sagte er aufgeräumt. „Die letzte Etappe! Die Stabsfahrzeuge machen in einer schon bestimmten Ferne in Mojequis Quartier, wir selbst fahren geradewegs zum vorgeschobenen Gefechtsstand!“

„M.E.-Wagen vorfahren!“ rief der Ordonnanzoffizier.

Der Adjutant folgte mit dem großen Kübel, ich saß mit dem Ordonnanzoffizier auf dem Rücksitz. Es war inzwischen heller Tag geworden, vom Westen kam ein frischer Wind herüber, nein, man bildete es sich wirklich nicht mehr ein, in diesem Winde spürte man fast schmeckbar das Salz des Meeres. Wir erreichten unsern Gefechtsstand schon nach einer halben Stunde, er war auf einem Hügel am Rande eines Wäldchens aufgebaut, von dem aus man die Stadt Calais ganz deutlich vor sich liegen sah. Alles nahm fürs erste die Gläser nicht wieder von den Augen, das war es also, was uns vor sechsundzwanzig Jahren als Tor zum Sieg gegolten hatte! Nun standen wir endlich vor ihm, würden bald um Einlaß daran pochen – und wenn es sich uns schließlich geöffnet hatte, dann würden wir noch einmal die Gläser an die Augen nehmen: Vom Tor des Sieges aus das Endziel selbst erblicken, die weißen Kreidefelsen der Festung England!

Endlich setzte auch der Oberstleutnant das Glas ab, wandte sich mit knapper Kopfbewegung zu mir zurück: „Ich fahre jetzt sofort zur Schützenbrigade vor, um mich über die Lage zu orientieren,

wollen Sie mit?" Im nächsten Augenblick saßen wir schon im Kübel, brausten auf einer schnurgeraden Straße Calais entgegen. Nach einer Weile tauchten unsre Schützenlinien auf, zuerst lagen sie noch in guter Deckung auf beiden Seiten in den Gräben unserer Straße, bald aber gingen sie immer zahlreicher in aufgelösten Ketten übers freie Feld. Die schöne Straße lag leider unter heftigem Beschuß, wir hörten durch das Rattern unsres Wagens das Zwitschern zwar selber nicht, erkannten aber an dem gebückten Schleichen unserer Schützen deutlich genug, daß es unsern Wagen von allen Seiten lebhaft umsummen mußte. Endlich tauchte auf einer Höhe zwischen alten Bäumen ein Kloster auf, das mußte der gesuchte Gefechtsstand des Führers unserer Schützenbrigade sein.

Auch hier lag alles bis an die Augen in guter Deckung, besonders unter einer Pontonkolonne, die wohl siebzig nagelneue französische Pontons umfaßte. „Die hat man hier erst heute nacht überraschend abgeschnitten!“ sagte der Oberstleutnant aufgeräumt. Damit traten wir in das erste Zimmer, das bis zur Schwelle voller Offiziere stand. Fast eine halbe Stunde saß der Oberstleutnant nun am Kartentisch, um sich über den Stand des Angriffs genau ins Bild zu setzen. Es ging auf keinen Fall so vorwärts, wie man es erwartet hatte, das war bald klar, Calais mit einem Handstreich zu nehmen, das war offensichtlich mißlungen.

An den Fenstern zwitscherte zuweilen eine Maschinengewehrgarbe vorüber, in kurzen Abständen wummerten jedoch auch Granaten heran, die sich zweifellos gerade dies Kloster als Ziel erwählt hatten. Sie krepitierten vorerst noch auf der Straße, da das Kloster aber nur fünfzig Schritte seitwärts lag . . . Zuweilen erklimrten die Fenster, daß die Offiziere ihre Besprechung unterbrechen mußten, um nicht unverstanden zu bleiben, zuweilen rieselte der Deckenkalk in kurzen Stößen auf die Karten. Der kleine Schützenoberst blieb in jeder Lage von vorbildlicher Haltung, er schien derartige Unterbrechungen nur als dumme Störungen zu empfinden, blies sie

gleichsam mit einem kleinen Lippenspitzen wie lästige Fliegen fort.

Nach einer Weile trug man einen jungen Artillerieoffizier herein, dem es die rechte Hand anscheinend zerschmettert hatte. Der Schützenoberst sah kurz auf, rief knapp zu ihm hinüber: „Ein Kognak gefällig?“

Der junge Leutnant, bleich vom Blutverlust, hob ruckhaft das Kinn: „Danke gehorsamst“, schnarrte er beherrscht, „es geht auch so!“

Ich begleitete ihn ins Nebenzimmer, saß eine Weile bei ihm, ging dann in den Hof hinaus. Ein seltsames Geräusch erklang in seiner Tiefe, gleichsam aus den Gewölben seiner Keller kommend. Ich stand mit schiefgelegtem Kopfe horchend, als ein Verbindungs-offizier mich so bemerkte. „Wollen Sie mal etwas Sonderbares sehen?“ fragte er mich mit einem eigenartigen Lächeln. Ich nickte nur, ging mit ihm an ein Tor, stieg in den Keller hinab. Der ganze Keller stak voller alter Nonnen, um deren Köpfe weite weiße Flügel wallten, sie knieten alle dicht gedrängt am Boden, ließen die Rosenkränze durch die Finger gleiten, beteten in einem eintönigen Plätschern vor sich hin. „Hier kann uns also gar nichts passieren!“ sagte der Leutnant kindlich, wie in festem Glauben. „Von den Gebeten solch frommer Frauen beschützt, wird dieses Kloster keinen einzigen Volltreffer bekommen!“

Aber seine kindliche Rechnung stimmte nicht, kaum waren wir wieder im Zimmer angelangt, als es auf der anderen Seite des Hauses zerreißen aufschmetterte. Die Granate war neben dem Fenster des anschließenden Zimmers krepirt, in dem zwei Ordonanzoffiziere in Lehnstühlen saßen, um nach schlafloser Nacht vorm nächsten Meldegang ein wenig vorzuschlafen. Sie schliefen beide noch, aber jetzt für immer – der eine saß im Stuhl noch wie vorher, der andere war ihm nur auf den Schoß gesunken . . .

Bald danach war der Oberstleutnant fertig, traten wir wieder

zum Klostertor hinaus. Es stand jetzt kein Mann im ganzen Park mehr aufrecht, alles lag unter den Pontons, zuweilen so gänzlich abgedeckt, daß nur die Stiefelabsätze mehr herauschauten. Wir gingen beschleunigt durch die Pontons hindurch, traten an der Vorderfront wieder auf die Straße, sahen uns ein wenig erschrocken nach unserm Wagen um. Er war tatsächlich nicht mehr dort, statt dessen aber sahen wir die Trümmer eines anderen, der zuvor noch fahrbereit bei ihm gestanden. Ich wollte mich gerade mit einer Frage an die Schützen wenden, die in einer langen Reihe mit angelegten Gewehren im Graben lagen, als ob sie just sorgfältig zum nächsten Schusse zielten, dabei ihre Gesichter nur seltsam tief auf die Gewehrschlösser drückten – als der Oberstleutnant nach meinem Arm griff, mit eigenartig rauher Stimme sagte: „Kommen Sie nur – von denen antwortet uns keiner mehr . . .“

Mir wurde jählings kalt ums Herz, jetzt erst hatte auch ich begriffen . . . Wir gingen schneller die Straße entlang, unser Wagen mußte sich eine bessere Deckung gesucht, sich irgendwo rechtzeitig in Sicherheit gebracht haben. Nach zehn Minuten fanden wir ihn denn auch, er hatte wohl einen Schuß durch die Windschutzscheibe, aber unser Fahrer war unverwundet. „Als es zu schlimm wurde, bin ich in Deckung gefahren!“ meldete er straff. „Ich hätte Herrn Oberstleutnant sonst wohl nicht mehr zurückbringen können . . .“ setzte er ein wenig leiser hinzu. „Sie haben recht getan!“ sagte der Oberstleutnant nur.

Wir stiegen wieder ein, brausten die Straße zurück. Jetzt hörten wir es sogar auch zwitschern, wir kamen dennoch heil in eine Mulde, in der sich unsere Glax aufgebaut hatte. „Halt“, sagte der Oberstleutnant, „die können wir gleich inspizieren . . .“ Kaum fiel das Motorgeräusch aus, hörten wir es schon über uns singen. „Eine englische Bomberstaffel!“ rief der Oberstleutnant. „Wir müssen in Gottes Namen schauen, daß wir irgendwo in Deckung kommen . . .“

In diesem Augenblick begann die Flak zu feuern, ein tollwütiges Getöse erhob sich auf dem ganzen Platz, wie kleine Hunde kläfften die niedrigen Kaliber, wie böse Doggen bellten die größeren Geschütze auf. Wohl dreißig Meter vor uns lag ein Graben, während wir mit langen Schritten auf ihn zugingen, blickten wir zuweilen in den Himmel – es war kein Zweifel mehr, die ganze Staffel Blenheims nahm die Richtung über uns, wenn sie durch das Abwehrfeuer nicht noch abdrehten, mußten sie haargenau über uns hinwegziehen. Jetzt hatten wir den Graben erreicht, warfen uns nebeneinander hinein – es brannte mich plötzlich feurig an den Händen, er war von einem Gewirr von Brennesseln gefüllt. Ich wälzte mich auf den Rücken, sah starr in den Himmel hinauf, gleich mußten sie über uns sein, noch ein paar Atemzüge – wenn sich jetzt dunkle Punkte von ihnen lösten, würde niemand jemals etwas von uns wiederfinden! Was ist eigentlich das Scheußliche solcher Bombenangriffe, dachte ich fliegend, es ist im Grunde doch ein Soldatentod wie jeder andere? Ist es vielleicht doch das in tausend Stücke Zerrissenwerden, das spurlose Verschwinden von dieser Erde, wenn es auch in schnellster Weise schmerzlos erfolgt? Ich hatte es noch nicht zu Ende gedacht, als sie plötzlich abbogen, in der Richtung unserer Herkunft weiterflogen. „Sie haben nicht geworfen“, dachte ich zutiefst verwundert, „sie haben tatsächlich nicht . . .“

Der Oberstleutnant stand ruhig auf, klopfte sich den Staub von der Reithose. „Diesmal war unser Leben billig geworden“, sagte er lächelnd, „ich hätte keinen Pfennig mehr dafür geboten . . .“ Wir gingen wie neu geboren zu unserm Wagen zurück, war das im Kriege nicht von allem das Schönste, daß einem das Leben immer neu geschenkt wurde? Aber wir waren noch nicht eingestiegen, als wir es in der Ferne aufdonnern hörten. „Wumm . . . wummwumm . . . wummwummwumm . . .“ machte es dumpf. „Jetzt werfen sie ab!“ sagte der Oberstleutnant. „Man hört deut-

lich jede Bombe, manchmal eine einzelne, manchmal auch zwei, manchmal sogar drei auf einmal.“

„Es ist die Richtung des Divisionsgefechtsstands!“ sagte ich unvermittelt.

Der Oberstleutnant riß das Glas hoch, sagte nach einer kleinen Pause: „Es ist nicht nur die Richtung, es ist sogar der Gefechtsstand selbst!“ Wir sahen uns schweigend an, unsere Gesichter wurden plötzlich kalt. „Fahren Sie los“, rief er dann, „mit äußerster Fahrt . . .“

Wir ließen kein Auge von jenem Wäldchen, um das jetzt eine Reihe wolkiger Fontänen stand. Wie konnten sie wissen, daß wir gerade dort . . .? Vielleicht hatten sie einst selbst einen Stab darin, schlossen daraus auf ein Gleiches bei den Deutschen . . .? Ob wir die Kameraden noch lebend wiedersehen? ging es wider Willen stechend durch meinen Kopf. Unseren von allen geliebten General, den Adjutanten mit dem gütigen Herzen, den Ordonnanzoffizier mit seiner überlegenen Ruhe, den kleinen Nachrichtensoffizier mit seinem Eifer . . .? Und unsere prächtigen Fahrer, unsere rührend besorgten Ordonnanzen . . .? Ein Musterbeispiel des modernen Krieges! dachte ich mit unwillkürlichem Kopfschütteln. Die nach vorne ins Gefecht fahren, kommen ohne den geringsten Kratzer zurück, die aber hinten ruhig an den Karten sitzen, zerstäubt es unter Umständen derweil, daß man bei der Rückkehr niemanden wiederfindet . . .

Wir trafen sie dennoch wieder, sogar bis zum letzten Mann. Wohl zog sich um das Wäldchen eine Reihe grauenhafter Krater, wohl war der ganze Wald von einem beißenden Schwefelgeruch erfüllt, dennoch lag der nächste immer noch fünfzig Meter vom Gefechtsstand, lediglich zackige Erdbrocken hatte es überall ins Unterholz geschleudert. „Wir wollen aber trotzdem jetzt ein paar Gräben aufwerfen lassen“, sagte der Oberstleutnant, „denn sie können heute noch ein paarmal wiederkommen! Sie haben ja nur eine Viertelstunde bis zu ihrer Basis in Dover, können also in einer

halben neugefüllt zurück sein . . ." So machten sich die Fahrer denn ans Grabenschaufeln, während am Kartentisch die alte Arbeit wieder anhub. Spätnachmittags kam die Meldung, daß der Rand der Neustadt erreicht sei, das weitere Vorgehen jetzt schwierig werde. Da befahl der General das Festhalten an dieser Linie, ordnete im übrigen alles für einen neuen Sturm im Morgen-grauen an, der erst nach starker Artilleriesvorbereitung erfolgen sollte.

Wir fuhren in die kleine Ferme nach Mojequis zurück, die unsere Ordonnanzen inzwischen wohnlich eingerichtet hatten. Spät in der Nacht kam noch unser Artilleriekommandeur, um das letzte für die Beschießung zu besprechen, die den morgigen Sturm zweifellos erheblich erleichtern würde. Als ich mich endlich niederlegte, war es gegen eins – doch schon drei Stunden später war es mit dem Schlaf vorbei, obwohl die Stunde des Beckens noch nicht geschlagen hatte. Eins unserer schweren Flakgeschütze war es, das mich vorzeitig aus meinem Bette warf, es hatte sich während der Nacht neben meinem Fenster aufgebaut, begann urplötzlich mit seinen schweren Doppelschüssen loszubellen. Die Fensterscheiben zersprangen, das alte Haus erzitterte in allen Balken – nun hat's uns doch erwischt, war meine erste Empfindung! Aber es war auch diesmal keine Bombe, sie zogen wieder über uns hinweg, ohne etwas auf uns herabzuwerfen . . .

Eine Stunde später fuhren wir zum vorhergelegten Gefechtsstand, von dort aus gleich zum Stand des Artilleriekommandeurs. Der Führer unserer Artillerie hatte einen musterhaft getarnten Beobachtungsstand gebaut, unser General war kaum ans Scherenfernrohr getreten, als das Bombardement mit Unterstützung der gesamten Korpsartillerie begann. Aus allen Geländefalten spie es feurig auf, rings um uns stand alles voller weißer Wolken. Es war das größte Bombardement, das ich in diesem Krieg bisher erlebte, pausenlos donnerte es im Halbkreis um Calais, bald standen um die Stadttürme dutzende grauer Staubfontänen. Noch



vorm Ende des Bombardements fuhren wir zu unserm Gefechtsstand zurück, bald mußten dort die ersten Meldungen des neuen Angriffs einlaufen.

Wir saßen eine Stunde lang in unseren Gräben, als die erste Meldung durch die Telephone schrillte. Es ließ sich wohl gut an, aber doch nicht derart, um heute mehr als die Altstadt zu erringen. „Es ist eben Calais“, sagte der General tröstend. „Kann es im Grunde anders sein, im Weltkrieg wären wir mit Wochen froh gewesen, hier sind uns drei Tage schon zu viel . . . Wir werden eben noch einen Tag dazu nehmen müssen, also sämtliche Kommandeure heute abend zur Schlußbesprechung!“ Er hatte diesen Satz kaum beendet, als sich ein Heulen in der Luft erhob, gleich darauf eine schwere Granate in den Wald ging. „Hoppla“, sagte der General, „jetzt hat uns auch noch ihre Artillerie entdeckt – in die Gräben, meine verehrten Herren . . .“

Wir setzten uns nur auf die Kanten unserer Löcher, schlüpfen nur bei jedem neuen Schuß hinein. Nach einigen Minuten aber steigerte sich die Beschießung derart, daß wir fast nicht mehr aus den Löchern kamen. „Das hat keinen Zweck mehr“, sagte der Oberstleutnant ärgerlich, „wir kommen hier ja nicht mehr zu einer vernünftigen Arbeit! Darf ich Herrn General vorschlagen, den Gefechtsstand zu verlegen?“ Wir nahmen unsere Karten untern Arm, wanderten fünfhundert Meter weiter, ließen uns dort von neuem häuslich nieder. In wenigen Minuten waren die Leitungen nachgelegt, begann die Stabsarbeit am Telephon von neuem. Gegen Abend erschien plötzlich unser Korpsgeneral, der berühmte Führer der Schnellen Truppen. Er war frisch wie immer, zeigte sich auch sogar zufrieden.

„Wir haben gar keine Eile“, sagte er schließlich lächelnd. „Vor allem haben wir es nicht nötig, hier noch große Verluste zu riskieren – führen Sie die Sache morgen nach bester Vorbereitung zu Ende, das genügt uns für die große Lage völlig.“ Bevor er wie-

der abfuhr, begrüßte er auch mich, denn er war jener General, dem ich es zu danken hatte, daß ich bei dieser Panzerdivision stand, mit ihr an diesem Feldzug teilnahm.

So fuhren wir denn nochmals in die Ferne zurück, gleich nach dem Abendessen begannen auch die Wagen schon einzurollen: Als erster kam der kleine Brigadeführer, alsdann der himmellange Chef eines der Schützenregimenter, schließlich sogar der General der Korpsartillerie. Mit Einbruch der Dunkelheit waren alle zur Stelle, waren auch die Verbindungsoffiziere der Panzer da, der Kommandeur der Pioniere, der Führer der eigenen Artillerie, der Verbindungsoffizier der Flieger. Die Beratung dauerte bis über Mitternacht, es wurde aus den allseitigen Berichten bald deutlich, daß auch die Zitadelle handstreichartig nicht zu nehmen war, sondern nur durch einen höchst durchdachten Angriff fallen würde, der die Festung unter Einsatz aller Mittel von allen Ecken faßte, wozu auch ein ausgiebiger Stukaangriff zählte, dessen Zusicherung der General der Korpsartillerie überbrachte. Unser General hörte allen Vorschlägen ruhig zu, hob schließlich in bewunderungswürdiger Eraktheit an, den ganzen Angriff in allen seinen Phasen zu skizzieren. Als er geendet hatte, war es allen klar: Nach Ablauf dieser Operationen war Calais gefallen, war die Altstadt wie auch die Zitadelle unser!

Ein Wagen nach dem andern rollte wiederum nach vorn, wir aber konnten uns noch lange nicht trennen. Ein großer Tag lag vor uns – der größte dieses Krieges vielleicht! Es wurde nochmals eine unruhige Nacht, denn unsere Flakartillerie weckte uns mehrfach, doch auch diesmal trafen uns die Bomber nicht. Für den nächsten Morgen war unser Gefechtsstand noch weiter vorverschoben, nun lag das brennende Calais schon vor den bloßen Augen, von hier aus konnten wir den Stukaangriff genau verfolgen. Wir standen hinter vorgeschobenen Bäumen eines Parkes, zwischen denen unsere Fahrer für jeden ein Loch gegraben, hinter uns begann

ein bäuerlicher Blumengarten, in dessen Mitte sich eine dichtbe-  
rankte Jasminlaube erhob. Im Norden gleiste in der hellen Sonne  
das grüne Meer, die gegenüberliegende Küste war von hier aus  
jedoch nicht zu erkennen.

Plötzlich rief eine junge Stimme, es war die des kleinen Nach-  
richtenoffiziers: „Die Stukas kommen . . .“ Wir blickten hinauf,  
ja, dort im Osten kamen sie! Drei Staffeln waren es, die so geruh-  
sam herankamen, als ob sie Schule flogen. Kaum waren die ersten  
über der Zitadelle, kippten die untersten auch schon ab. Sie glitten  
ohne jede Vorbereitung über den Flügel, schossen mit unfassbarer  
Schnelligkeit der Erde zu, fingen sich mit einer jähen Wendung  
wieder auf, während ein oder zwei, manchmal auch drei dunkle  
Punkte sich unter ihnen lösten. Im nächsten Augenblick stieg eine  
riesige Staubwolke empor, erst dann trug der Schall ein dumpfes  
Donnern zu uns herüber – eine halbe Stunde lang stieg nun Fon-  
täne nach Fontäne über der Zitadelle auf, manche der Stukas  
schossen in ihren Sturzflügen so tief hinab, daß sie in den Explo-  
sionen ihrer Vorgänger sekundenlang verschwanden. Die Zitadelle  
Calais erstickte in rauchendem Staub, ob überhaupt noch jemand  
übrig blieb, um uns beim Sturm noch Widerstand zu leisten?

Als sich die festgesetzte halbe Stunde dem Ende näherte, schrill-  
ten noch einmal alle Telephone auf. „Die Panzer haben ihre Aus-  
gangstellungen erreicht . . .“ meldete es vom Bahnhof.

„Die Pioniere haben sich an den Schleusen festgesetzt!“ meldete  
es vom Hafen.

„Die Schützen sind in den Ausfallstoren bereitgestellt!“ mel-  
dete es aus der Oper.

„Die Infanteriegeschütze sind wie befohlen vorgezogen!“ meldete  
es vom Rathaus.

Die letzte Stukabombe fiel, die dreißig Minuten waren um.  
Es wurde ganz still auf unserem Gefechtsstand, jetzt lief die  
minuziöse Planung des Generalstabs an. Wir standen schweiz-

gend an die Bäume gelehnt, nun wurde die Geduld zur ersten Tugend. Plötzlich tauchten auf dem Meere zwei große Schiffe auf, eines trug sichtbar das rote Kreuz, das andere schien ein riesiger Truppentransporter. „Sie sind anscheinend weich geworden“, meinte der Oberstleutnant, „holen mit ihm die Besatzung ab . . .“

„Verteufelt noch einmal“, sagte der General, „sie werden uns doch nicht um unsere Gefangenen bringen . . .?“

„Unsere Artillerie schießt schon auf sie!“ schrie der kleine Nachrichtenleutnant. „Dort ein Schuß vor den Bug, dort wieder einer vor die Mitte . . .“

„Was es in diesem Kriege nicht alles gibt“, lächelte der General, „Feldartillerie feuert auf Truppentransporter . . .“

Aber sie fuhren nicht nach Calais, mußten wohl nur wegen der Minenfelder so nahe unterm Ufer fahren, drehten bald wieder der hohen See zu.

„Die fahren nach Dünkirchen“, sagte der Adjutant böse, „laden ihre Rotkreuzschiffe voller Soldaten, bringen sie auf diese Weise unangefochten nach England!“

Raum waren diese beiden Schiffe am Horizont verschwunden, tauchten zwei neue auf, dieses Mal jedoch von schmalem Bau in grauer Farbe. „Das sind Zerstörer!“ sagte ich unvermittelt.

„Sie schießen schon!“ rief der Adjutant.

Sie schossen tatsächlich, Breitseite kam auf Breitseite, immer wieder blitzte es doppelt auf. Sie fuhren geruhsam bis über Calais hinaus, drehten dann in großem Bogen um, fuhren genau so geruhsam wieder zurück, dabei abwechselnd immer wieder Breitseiten gebend. „Stelle mal jemand fest, wie schnell ihre Schußfolge ist . . .“ sagte der General.

Ich nahm die Armbanduhr, begann zu zählen. „Alle acht Sekunden zwei Schuß!“ meldete ich schließlich.

„Also zweiunddreißig Schuß in der Minute, das sind fast Zwei-

tausend in der Stunde!" sagte der Oberstleutnant. „Ein verdammter Zustand – unsere armen Kerle . . .“

„Unsere Artillerie hat das Feuer bereits aufgenommen!" meldete der Artillerieverbindungsoffizier vom Scherenfernrohr.

„Es wird immer besser!" sagte der General. „Feldartillerie im Duell gegen Zerstörer – aber das wird leider nicht lange helfen – sie werden sich einfach unserm Schußbereich entziehen!" Wenige Minuten später taten sie es schon, fielen unsere Granaten wirkungslos ins Wasser. „Es gibt nichts Scheußlicheres für einen Soldaten, als irgendeiner Sache gegenüber machtlos zu sein . . .“ murmelte der General.

Allmählich kam der Mittag heran, wir traten in die Jasminlaube, aßen ein paar englische Konserven, den berühmten durchwachsenen Bacon, unsere letzte umfangreiche Beute. Wann werden in dieser Laube wieder Liebespaare sitzen, mußte ich unwillkürlich denken, solche Gäste wie uns wird sie jedenfalls nicht wieder sehen. Ich war noch in diesem Gedanken, als es plötzlich in der Nähe aufheulte.

„Ein Luftkampf!" schrie jemand.

Wir stürzten hinaus, bei allen Göttern, es war einer! Zwei Jäger kamen jählings angebraust, gerade auf unser Wäldchen zu – doch war der Deutsche der Gejagte, eine englische Spitfire der Verfolger! Verdammt noch mal . . . knirschten wir alle . . . Sie heulten wie böse Hornissen um unser Wäldchen, dicht an unseren Augen vorbei, dabei so nahe am Boden hin, daß sie gleichsam über die Zäune sprangen. Der ganze Wald hallte vom unsinnigen Brüllen ihrer Motore, dazwischen knatterten aus beiden immer wieder Feuerstöße, wie ich in meinem Leben noch niemals etwas feuern gehört . . . Es ging einmal um uns herum, es ging ein zweites Mal an uns vorbei, es war der stärkste Eindruck einer kämpferischen Raserei, den ich vom ganzen Kriegserlebnis mit nach Hause brachte, ihre atemversekende Geschwindigkeit hatte etwas schlechthin Vernichtendes an sich. Als sie zum drittenmal an uns vorbei kamen, ge-

lang der Messerschmitt plötzlich eine jähe Wendung, gleich darauf schurrte sie in etwa tausend Meter Entfernung auf dem Bauche über die Wiesen, blieb schließlich anscheinend unbeschädigt stehen. Die Spitfire schickte noch einen wilden Feuerstoß in ihre Richtung, stieg dann wie Phönix aus der Asche triumphierend himmelan . . . Ich folgte ihr verbissen mit dem Glase, ich konnte es trotz meiner eigenen Augen einfach nicht fassen, sollte sie tatsächlich in diesem Kampf – da hielt sie jählings in ihrem sieghaften Aufschwung inne, begann anscheinend unsicher zu werden, senkte unvermittelt den Kopf herab . . . Ich schrie unwillkürlich auf, schon schoß ein schwarzer Qualmstoß aus ihr hervor, gleichzeitig blühte die Weisse eines Fallschirmes auf, dann schoß die Spitfire wie ein rauchendes Geschos zur Erde. So hatte sie zum Schluß trotz allem noch gesiegt, unsere Messerschmitt, obwohl sie sichtlich durch Motorschaden im Nachteil war . . .

Bald nach dem Mittagessen begannen sich die Meldungen zu überschlagen, nach langem Ringen um wenige Meter ging es plötzlich wieder über ganze Straßen vor. Danach kam wieder ein längerer Stillstand, dann die erste Meldung von der Zitadelle. „Sie sind eingedrungen!“ rief der Oberstleutnant vom Telephon, senkte den Mund gleich wieder auf die Muschel.

„Der Kübelwagen vorfahren!“ rief der General.

Ich fuhr mit einem Ordonnanzoffizier dem großen Kübel nach, mein Herz schlug mir auf dieser Fahrt bis in den Hals. Als erstes stießen wir auf ein paar riesige Flugzeugabhorchgeräte der Engländer, als zweites auf einen schweren Panzer, der sich auf der Flucht tief in den Laden eines Hausecks eingebohrt hatte. An jeder Straßenkreuzung standen Barrikaden, meist aus zusammengesetzten Lastwagen, oftmals gänzlich zu wirren Haufen verbrannt. Einzelne Häuser brannten mit einer ungeheuren Hitze-Strahlung in hellen Flammen, manche Straßenzüge waren gänzlich von grauem Qualm verhangen, alle Augenblicke stürzte ein

brennendes Gebäude prasselnd zusammen. Oft mußten wir wieder weit zurück, bis wir irgendwo einen Durchschlupf fanden. An der Schleuse lag ein ganzer Haufen toter Engländer übereinander gestürzt, am Hohlweg neben der Mole waren sie wie vom Tode auf seinem Rückzug hingetröpfelt, während unsere eigenen Verluste durch die minuziöse Vorbereitung unglaublich gering waren. Im Gefechtsstand der Schützen trafen wir schon den englischen General, er stand auf seinen Spazierstock gestützt mit unbeweglichem Gesicht, bei seinen Papieren fand man den kategorischen Befehl, Calais zur Rettung der Dünkirchener Truppen bis zum letzten Mann zu halten.

Als wir am Rathaus vorbeikamen, heulte plötzlich ein Tiefflieger durch die Straßen, rundete zweimal den großen Platz, schoß dabei blindlings nach allen Seiten um sich. Wir konnten gerade noch Deckung im Saal des Rathauses nehmen, in dem Hunderte von gefangenen Verwundeten auf dem Steinboden lagen. Ich werde den Augenausdruck dieser Menschen nie vergessen, als das Dröhnen des Flugzeugs durch den Saal widerhallte. Als wir wieder auf die Freitreppe traten, brannte dort gerade in schwarzen Flammen jener Sanitätswagen auf, der zu gleicher Zeit mit uns voller Verwundeter eingetroffen – der englische Flieger hatte ihn blindlings in Brand geschossen, man konnte keinen mehr aus seinen Flammen retten, so endeten sie durch ihren eigenen Kameraden.

Während wir uns allmählich der Zitadelle näherten, kamen uns schon Tausende von Gefangenen entgegen: Es hatten an zehntausend Franzosen in Calais gesteckt, außer ihnen an dreitausend Mann englischer Elitetruppen, unsere Division hatte also fast so viele Gefangene gemacht, als sie selbst an Kämpfern gezählt hatte. Ich sprach mit einigen, ich hätte gern erfahren, ob sie noch nicht begriffen . . . Es war doch immerhin Calais, geradezu eine Cäsar dieses Krieges! Aber sie begriffen es nicht, dieser Krieg war für sie wie jeder andere, von seinem naturgesetzlichen Ablauf, von

seinem im Biologischen steckenden Urgrund, von seiner damit verbundenen geschichtlichen Wende – nicht einer hatte sich darüber jemals einen Gedanken gemacht, nicht einem war von diesem je etwas bewußt geworden! Es hilft nichts, dachte ich bedrückt, wir müssen sie vernichten, denn sie negieren die Weltgeschichte . . .

Dann standen wir auf den Wällen der Zitadelle, neben den Riesentrichtern unserer Stukas. Ein paar Schritte weiter begruben die Gefangenen ihre Kameraden, neben einem Gefallenen saß ein kleiner Forterrier, der das Wegtragen seines Herrn um keinen Preis dulden wollte. In einem Knäuel verbrannter Pferde stand noch eines aufrecht, ein alter Schimmel, er wirkte inmitten der Zerstörung wie eine Apotheose. Hunderte von zerschossenen Lastwagen lagen ausgebrannt umher, manchmal von den Bomben wie vom Gebiß eines Sauriers zerkaut. Dazwischen standen riesenhafte Kisten mit schönstem Tee, in blanke Dosen eingezinnte Rauchtobake, in runde Büchsen eingelöteter Bacon, daneben wieder ganze Stapel unbenützter Flakgranaten.

Der General stand lange auf der nördlichsten Spitze des Walles, sah unbeweglich über das Meer hinaus. Ob er das gleiche dachte, was mir durch den Kopf ging? Calais, vor sechsundzwanzig Jahren von Millionen ersehnt, trotz aller Opfer dennoch nie erreicht . . . Wie hieß es damals noch, in der Schlacht bei Ypern, beim großen Opfergang von Langemarck: „Wenn wir Calais erreichen – haben wir auch England!“ In diesem Gedanken sind unsere Jungs damals gefallen, das heilige Lied des Landes auf den Lippen.

Sie haben nie erschauen dürfen, was uns diese Stunde vergönnte: Ganz fern am Horizont, in der Linie der riesigen Landungsbrücken, hob sich ein heller Streifen aus dem Meer – das waren die Felsen von Dover, das war Britanniens weiße Küste . . .



## Das Kinderzimmer

Es war am Abend des 4. Juni, in der Nähe der Stadt Amiens. Ich saß auf der Freitreppe des Schlosses, das seit zwei Tagen unser Quartier war, seit unserm dreitägigen Sturm auf Calais, das wir leider allzubald wieder verlassen hatten. Der Abend war so ungewöhnlich weich in seiner Sommerstimmung, daß die ferneren Artillerieabschüsse eigenartig fremd in seine Stille schlugen. Die Arme auf die Knie gestützt, den Kopf in beide Hände gebettet, lauschte ich mit allen Sinnen in die Dämmerung. Aber ich lauschte nicht den ferneren Schlägen der französischen Geschütze, sie waren uns in den zwei Tagen unseres Hierseins zu etwas kaum mehr Beachtetem geworden, ich lauschte einem wohl viel stilleren, aber in seiner Unablässigkeit viel erregenderem Geräusch: Es war ein dumpfes Rollen, das mit Dämmerungseinbruch von allen Straßen aufgestiegen, die aus dem ganzen Land auf Amiens zuführten – wie eine drohende Wolke lag es über allen Feldern, Klang im leisen Nachtwind manchmal ein wenig schärfer zu mir herüber, sank zuweilen auch wieder zu einem dumpfen Grummeln ab, schwang aber in seinem Unterton wie das tiefe Brummen einer Basssaite ohne jede Unterbrechung weiter.

Plötzlich knirschte am Schloßtor der Rieß auf, dann rollte der große Kübelwagen vor die Treppe. Unser Generalstäbler sprang heraus, erkannte mich in der Dämmerung, verhielt einen Augenblick überlegend seinen Schritt, setzte sich dann mit schnellem Entschluß neben mich. Eine Weile schwiegen wir beide, auch er war sofort von jenem Grollen eingefangen, das wie ein hundertstimmiges Orchester zu uns heraufschwang. „Ein tolles Geräusch!“

sagte er schließlich. „Wenn Sie dem hier gelauscht haben, kann ich Ihnen übrigens nichts Neues verraten . . .“

Ich nickte lächelnd. „Es geht also los?“ fragte ich dann.

„Morgen früh um fünf Uhr einunddreißig – die entscheidende Offensive unserer ganzen Front! Ich komme eben vom Korps, es war kaum mehr durchzukommen. Zahllose Transportregimenter rollen zu uns herunter, auf allen Wegen läuft Lastwagen hinter Lastwagen.“

„Dem eben lauschte ich!“ entgegnete ich ihm.

Der Oberstleutnant schwieg eine Weile, ich sah in der weichen Dämmerung, wie er die klaren Augen schloß, auch sein scharfgeschnittenes Gesicht ein einziges Lauschen wurde, seine eckigen Linien sich fast wie verträumt milderten. „Es ist wie der Auftakt zu einer funebren Symphonie“, sagte er schließlich, „die morgen früh mit allen Fortissimos losbrechen wird. Es ist der ‚Abend vor der Schlacht‘, wie es in vielen Gedichten steht – ich hätte nie geglaubt, seine Stimmung einmal derart ergreifend zu empfinden . . .“

Damit stand er auf, nahm mich am Arm. „Aber jetzt reißen Sie sich los davon, wir wollen rasch noch etwas essen, dann geht es sofort nach Amiens hinein. Wir müssen die Dämmerung ausnützen, wenn wir unseren Gefechtsstand heil erreichen wollen, alle Brückenkopfstraßen liegen unter schwerem Beschuß.“

Wir gingen die wenigen Stufen zur Schloßhalle hinauf, der Oberstleutnant begab sich ins Zimmer des Generals, ihm die letzten Anweisungen des Korps zu überbringen, ich selbst ging in mein kleines Zimmer hinüber, um die letzten Dinge für den Abmarsch zu richten. Der kleine Feldkoffer war rasch gepackt, um ihn brauchte ich mich nicht weiter zu sorgen, so hängt ich mir nur das Koppel über den Arm, ging auf der Rückseite des Schlosses in den Park hinaus. Unter ein paar alten Bäumen war bereits der Tisch gedeckt, ein paar unserer Ordonnanzoffiziere standen in kleiner

Gruppe daneben. Wir besprachen mit merkbarer Munterkeit die Möglichkeiten des morgigen Tages, alle Stimmen hatten einen auffallend lautereren Klang als gewöhnlich. Von Westen schlugen, anscheinend von Minute zu Minute steigend, die Explosionen der Artillerie in unser Gespräch, zuweilen trug der Abendwind ihr Bersten so scharf zu uns herüber, daß der eine oder andere Teil seine Sätze wiederholen mußte. Wenn wir nur erst durch dieses Sperrfeuer wären! stand in solchen Pausen unwillkürlich in allen Gesichtern, aber kein einziger sprach es auch nur mit einer Silbe aus.

Einige Augenblicke später kam unser General aus der Tür, trat mit seinem schnellen fließenden Gang an den Tisch. Er war ungewöhnlich jugendlich, ehemaliger Rennreiter, der geborene Panzerführer. Was ist die Panzerwaffe auch anders als die wiedererstandene schwere Reiterei eines Seydlitz, was ist sie schließlich anders als die moderne Kavallerie des zwanzigsten Jahrhunderts? Wir aßen eine Weile schweigend, der General schien sichtlich in Gedanken, verriet diese Gedanken ungewollt auch uns, als er bei einem schweren Einschlag unvermittelt, dennoch fast unbeabsichtigt nur zu sich selber sagte: „Wenn sie mir nur die Panzer nicht schon im Aufmarsch zerschlagen . . .“

Es wurde immer dämmriger, aber kein Mond erhob sich. Aus dem Park kam mit immer stärkeren Wellen der Duft blühender Büsche herüber, zuweilen schlug in ihrem Dickicht auch zaghaft eine Nachtigall, man hätte bei diesen Tönen das Kriegerische fast vergessen können, aber das dumpfe Rummeln der Transportregimenter rauschte wie das unablässige Brausen einer fernen Brandung selbst bis in den Park. „Einen Pommern heute!“ sagte der General schließlich. Als er gebracht war, hob er sein Glas, trank uns allen zu. „Auf Paris – meine Herren!“ sagte er mit jener klingenden Stimme, die wir alle so sehr an ihm liebten. „Wenn irgend möglich, wollen wir uns vorher nicht wieder zu Tische setzen, das nächste Glas erst vor den Tuilerien miteinander trinken!“

Wir gaben ihm schweigend Bescheid, irgendwas schwoll in unseren Herzen auf, was man mit Worten nicht beschreiben kann . . .

Der Oberstleutnant zog die Uhr, sagte dann wie beiläufig: „Es ist jetzt fast dunkel, die beste Zeit zum Sehen, ohne gesehen zu werden. Um zehn Uhr rollen die Panzer an, dann sind alle Straßen besetzt, wir müssen also vor ihnen am Gefechtsstand sein. Darf ich Herrn General vorschlagen, die Kübelwagen vorfahren zu lassen?“

„Also dann vorwärts!“ sagte der General mit jenem spöttischen Tone lächelnder Ironie, mit dem er alle schwierigen Situationen zu meistern pflegte. „Auf zur Schlacht!“

„Generalskübel vorfahren!“ rief ein Ordonnanzoffizier.

Wir standen auf, legten die Koppel um, schoben die Pistolen zurecht. Der schwere Kübelwagen fuhr vor, unsere Gasmasken lagen hinter unsern Sitzen, unsere Stahlhelme hingen in ihren Haken. Der General schlüpfte in den großen Fahrermantel, in dem er fast ganz verschwand, stieg zum Fahrer auf den Vordersitz. Auf die Rücksitze kam der Oberstleutnant, neben ihn der Adjutant, an dessen Seite war mein Platz. „Es wird ohne Licht gefahren“, hörte ich den Oberstleutnant im Einsteigen zum Fahrer sagen, einem ungewöhnlich stämmigen Unteroffizier, erprobt auf hundert schweren Gefechtsfahrten, „trotzdem so schnell als irgend möglich!“

Mit dem nächsten Atemzug brausten wir schon zum Schloßtor hinaus, die große schnurgerade Straße auf Amiens zu. Auf dieser Straße gab es keinerlei fremden Verkehr, sie gehörte zum Anmarsch allein unserer Division. Je näher wir der Stadt kamen, um so stärker stieg die Spannung. Am Himmel stand über ihrem Raum vereinzelt heller Schein, er mußte von Bränden herrühren, durch das dauernde französische Artilleriefeuer entzündet. Im Rattern des eigenen Wagens hörten wir das Heulen der Granaten nicht, so schlugen ihre Explosionen, mit jeder Minute näherkommend, ohne jede Voranmeldung mit einer schmetternden Plötzlichkeit in

unsere Trommelfelle. Wir überholten die dunklen Schatten haltender Munitionswagen, die wohl vorsichtig die Lagen mitzählten, um in den kurzen Feuerpausen die gefährlichsten Stellen zu durchrasen. Der General ließ vor ihnen weder halten noch abbremsen, noch die Fahrt beschleunigen – wir fuhren mit äußerster Kraft, vom Anfang bis zum Ende, wie er auch sonst zu fahren pflegte. Ich sah verstohlen zu ihm vor, er rauchte eine Zigarette, tat ruhig Zug um Zug, auch das nicht anders als sonst. Kurz vor der Stadt zog eine feindliche Fliegerstaffel über uns hinweg, wenn man ihre Zeichen auch nicht mehr erkennen konnte, so erkannten wir sie doch ohne Zweifel am Ton ihrer Motoren, der das hohe Singen wütender Hornissen an sich hat, während der unserer eher dem tiefen Brummen schwerer Hummeln vergleichbar ist. Diese Staffel hatte sicher die Anmarschwege mit Bomben beworfen, jetzt aber war es dafür zu dunkel geworden, sie hätten uns beim besten Willen nicht mehr erkannt.

Plötzlich sagte der Adjutant, klang es nicht doch, als ob er aufatmete: „Jetzt sind wir hindurch – dort kommen die ersten Häuser!“ Wir rollten durch die menschenleeren Straßen, hielten an der ersten Brücke an. Ein Pionieroffizier lief heran, der General fragte ihn knapp: „Hat die Zeit ausgedauert, um alle Minen herauszunehmen?“

„Jawohl, Herr General, auf die Minute!“ meldete der Pionier.

In diesem Augenblick sprang aus einem wartenden Wagen ein anderer Offizier, an dessen Stimme wir alsbald unsern Stabsquartiermacher erkannten. „Wir können zur Zeit nicht in den vorbestimmten Gefechtsstand, Herr General“, meldete er, „er liegt unter schwerstem Artilleriebeschuss. In die Garage neben der Villa ging soeben ein Volltreffer, das Dach ist auch bereits zum Teil abgedeckt.“

„Haben Sie einen vorläufigen Ersatz gefunden?“ fragte der General mit hörbarer Enttäuschung.

„In einem Eckhaus der Jeanne-d'Arc-Straße, in der Innenstadt, darf ich als Führer vorausfahren?“

Der General nickte nur, so fuhren wir weiter. Die Stadt wirkte gespenstisch in ihrer tödlichen Leere, es gab nicht einen einzigen Zivilisten in ihr. Die meisten Straßen waren auch jetzt noch völlig leer, vor allem die in rechtem Winkel zur Front verlaufenden, denn durch sie zwitscherten alle Augenblicke verlorene Kugeln, die Querstraßen allerdings waren überall von marschierenden Truppen angefüllt, durch sie schob sich unsere ganze Division in ihre Ausgangsstellungen. Eng an den Schutz der Häuser gedrückt standen die Kolonnen, mit weiten Abständen zwischen den einzelnen Wagen, um durch Volltreffer nicht ganze Reihen zur Entzündung bringen zu lassen. Endlich hielten wir an einem Eckhaus, einer anscheinend modernen Villa, einer Seltenheit in französischen Städten. Wir stiegen aus, gingen erst einmal hinein, um unseren Kriegsbehang abzulegen. Mich hielt es nicht lange im Zimmer, nach wenigen Augenblicken trat ich wieder auf die Straße, das erregende Bild des Aufmarsches möglichst lange aufzunehmen.

Inzwischen waren auch unsere anderen Wagen angekommen, die Verbindungsoffiziere standen in kleinen Gruppen umher. Allmählich war es Nacht geworden, bald mußten auch unsere Panzer einlaufen. „Ich fühle sie . . .“ sagte plötzlich der kleine Nachrichtenleutnant, der in dieser Nacht Telephonoffizier beim Stabe war. Wir unterbrachen sofort das Gespräch – wahrhaftig – das mußte der Anmarsch der Brigade sein! Das Pflaster unter uns begann leise zu zittern, nicht in der plötzlich auftretenden Art wie bei den sich immer wiederholenden Einschlägen, sondern mit einem unablässigen metallischen Schwingen. Nicht lange darauf konnten wir sie auch schon hören, trotz aller Vorsicht schmetterte das Eisen hallend auf den Stein, drohten ihre Raupen einen Gesang von stählernen Akkorden in den nächtlichen Himmel. „Wenn es nur die Franzosen nicht auch hören!“ murmelte der kleine Leutnant

besorgt – er kam selbst von den Panzern, hatte viele Freunde bei ihnen.

Wir gingen um die Ecke in die Nebenstraße, dort wälzten sie sich wahrhaftig schon vorüber, die stählernen Saurier des modernen Krieges, nur zuweilen an blanken Eisenstellen ein wenig aufblitzend, ihre Geschützmäuler gähmend der Front entgegenbleckend. Die Turmdeckel waren noch zurückgeklappt, in ihrem Rund standen die Panzerführer, bis zu den Hüften frei herausragend, die Arme leicht auf die Turmränder gelegt – ihre Haltung hatte etwas ungewollt Heroisches, das Schwarz ihrer Uniformen gab ihnen etwas Drohendes, auf ihren bleich schimmernden Gesichtern stand ohne große Worte eine kalte Selbstverständlichkeit. So ziehen diese Reiter also in die Schlacht, dachte ich in stiller Bewunderung, verglich ihr unausweichbares Dahinrollen unwillkürlich mit jenen lärmenden Attacken, deren eine ich als Reiter des letzten Krieges noch selber mitgeritten hatte. Nicht nur ein neues Jahrhundert, ein neues Jahrtausend kündete sich an . . .

„Habt ihr Verluste beim Anmarsch gehabt?“ rief plötzlich eine bekannte Stimme neben mir. Es war unser Oberstleutnant, er war unmerklich neben mich getreten. Das Rattern hatte seine Worte jedoch verschlungen, so rief er es nochmals einem Panzerführer zu.

Der wandte kurz den bleichen Kopf, rief mit durchdringender Stimme zurück: „Raum nennenswerte Ausfälle – fast alles durchgekommen!“

Der Oberstleutnant wandte sich, jetzt erkannte er auch mich, nahm mich am Arm, ging mit mir zurück. „Dachte ich mir wohl, daß Sie hier draußen sind! Eine tolle Nacht – es wird gewaltig! Und was das Besondere ist, für uns alte Weltkriegssoldaten, die hier schon einmal kämpften, in den großen Sommeschlachten: Es ist für uns gar kein neuer Krieg, wir setzen ihn nur einfach fort! Es war auch kein Frieden für uns, es war nur Waffenstillstand – jetzt geht die Offensive weiter, die hier im Frühjahr 18 stecken-

blieb . . . Für uns sind es hier auch nicht Siege eines neuen Krieges, wir gewinnen hier erst mal die Schlachten des Weltkrieges! Die große Gerechtigkeit erleben wir in diesen Tagen, an der wir zwanzig Jahre fast verzweifeln . . ." Er hatte seltsam vertraulich zu mir gesprochen, wie es sonst eigentlich nicht seine Art war. Auch ihm löste also die seltsame Stimmung dieser Nacht die Zunge, wen konnte dieser ungeheure nächtliche Aufmarsch auch unberührt lassen?

Wir gingen langsam wieder unserem Hause zu, das feindliche Geschützfeuer wurde von Stunde zu Stunde stärker, es hallte mit einem schauerlichen Echo durch die leeren Straßen, dazwischen hörte man es immer saugender durch die Luft gurgeln. „Sie haben den Anmarsch unserer Panzer gehört!“ sagte der Oberstleutnant plötzlich ärgerlich. „Wir werden eine böse Nacht bekommen, sie schießen unter Umständen ihre ganze Stadt zusammen. Aber in einer Stunde beginnt ja unsere eigene Artillerie, vielleicht bringt sie drüben einige Batterien zum Schweigen . . .“

Immer neue Gruppen zogen in die Stadt, Fuhrwerke aller Art glitten auf leisem Gummi herein, dazwischen knatterten wieder zahllose Meldedfahrer. Vor den Hauseingängen saßen kleine Trupps, die man nur an den glühenden Punkten ihrer Zigaretten erkannte, es wollte anscheinend keiner schlafen gehen in dieser Nacht. Plötzlich piff ein besonders schweres Kaliber heran, senkte sich über unsern Köpfen ungewöhnlich rasch hernieder, schlug mit ohrenzerreißendem Bersten in der Nebenstraße ein. Noch vor dem Knall lag alles breit auf dem Pflaster, einzelne der Zigarettenglühpunkte flogen sprühend umher, dann rasselte ein Regen von Dachpfannen auf die Straße herab. „Kommen Sie, mein Lieber“, sagte der Oberstleutnant lächelnd. „Es hat keinen Zweck mehr hier draußen, wir wollen nicht aus Dummheit eins erwischen. Gehen wir in unsere schöne Villa, sind dort wenigstens vor Splintern sicher . . .“



Das große Speisezimmer war fast ganz gefüllt, jeden Augenblick kamen neue Kommandeure zur Meldung. Unser Artilleriekommandeur, ein österreichischer Oberstleutnant, ehemals Kommandeur der Wiener Schießschule, der leidenschaftlichste Artillerist, dem ich im Leben jemals begegnete, erzählte immer wieder freudig erregt, daß er trotz der äußerst knapp bemessenen Zeit alle Munition herankommen habe, ab Mitternacht ein ungeheures Feuer eröffnen könne. „Die werden bald stad sein!“ pflegte er lächelnd zu sagen, wenn wiederum eine Granate kam, gefährlich nahe in die Nachbarhäuser schlug.

Vor dem Büfett stand unser Nachrichtenoffizier, fingerte an einem großen Radioapparat herum. Ein paar dünne Geigentöne wehten heraus, dann kamen ein paar breithingekaute englische Brocken, plötzlich aber sagte eine deutsche Stimme, zuerst ein wenig knarrend, dann völlig klar: „Achtung – Achtung! In kurzem folgt eine wichtige Sondermeldung, die von weittragendster politischer Bedeutung ist . . .“

Es war jählings still im ganzen Raum, so lange still, bis der General nachdenklich sagte: „Vielleicht kapitulieren die Franzosen schon, warten sie unsere Offensive gar nicht mehr ab . . .?“

„Schade um den schönen Aufmarsch!“ murmelte ein junger Panzeroffizier.

„Ich wollte gerade vorschlagen, noch ein wenig zu schlafen“, fuhr der General fort, „aber unter diesen Umständen – warten wir die Meldung natürlich ab . . .“

Das Gespräch erhob sich wieder, die letzten Kommandeure kamen zur Schlußbesprechung, die weit Vorgezogenen meldeten sich durchs Feldtelephon, dessen Rufe immer wieder in das Gespräch hineinschrillten. Ein Ordonnanzoffizier brachte einen uralten Burgunder aus dem Keller, schließlich fanden sich auch noch Gläser für alle, wenn auch nur solche von vier verschiedenen Arten. Dreimal noch kam die gleiche Ankündigung durch den Apparat, so daß

unser Rätselraten über das Kommende immer heftiger wurde. Gegen zwölf Uhr endlich geschah das Erwartete, wir setzten uns alle rasch um den Tisch, es waren insgesamt wohl zwanzig Offiziere, die nun in atemloser Stille der Meldung lauschten.

„Der große Kampf in Flandern und im Artois ist beendet!“ hob es an. „In die Kriegsgeschichte wird er eingehen als die bisher größte Vernichtungsschlacht aller Zeiten . . .“

Ich sah unmerklich von einem zum andern, welch unvergeßliches Bild boten die Gesichter dieser Offiziere, die hier im fernen Frankreich der deutschen Siegesbotschaft lauschten, alle Augenblicke von berstenden Granaten umdonnert, am Abend vor der neuen Schlacht: Der General saß regungslos, seine Hand hielt eine Zigarette, aber sie verkohlte langsam, er vergaß das Rauchen . . . Das scharf geschnittene Gesicht des Generalstäblers, dies fast künstlerisch modellierte Aristokratengesicht, verriet auch jetzt wieder seine ganze innere Noblesse . . . Der Adjutant hatte sein volles Kinn aufgestützt, er konnte eine leichte Rührung nicht verbergen . . .

„Den Infanteriedivisionen vorausstürmend, erreichten die Panzerkorps schon am 13. Mai die Maas bei Sedan“, fuhr die Stimme fort. „Entgegen allen bisherigen taktischen Auffassungen überwand die Panzertruppen schon am nächsten Tage in einem unerhört kühnen Einsatz den Fluß samt seinen Grenzbefestigungen . . .“

Der Artilleriekommandeur hob lautlos die Rechte, sog den Rauch seiner Zigarette tief in die Lungen, dabei lief ein dankbares Lächeln über sein kantiges Gesicht. Dachte er an den damaligen brescheschlagenden Einsatz seiner gesamten Artillerie, dachte er vielleicht auch jetzt nur an die überreichliche Munition, die ihm in wenigen Minuten ein gleiches Trommelfeuer ermöglichen sollte?

„Unsere nach Norden eingeschwenkte Durchbrucharmee“, fuhr die Stimme fort, „zerschlug die französische erste und siebente Armee, nahm am linken Flügel Boulogne und Calais, in der Mitte

das im Weltkrieg so heiß umkämpfte Hohenbergelände von Vimy und Souchez . . .“

Die jungen Offiziere nickten unwillkürlich vor sich hin, suchten sich bei diesen Worten auch wohl mit hellen Augen: Ja, sagten diese Blicke, das waren wir, das waren unsere Panzer! Und wer von ihnen das neue schwarzweißrote Band im Knopfloch trug, der hatte es für einen dieser Namen bekommen, die jetzt aus weiter Ferne an ihre Ohren schlugen . . .

Und dann kam das letzte, kam der Schluß der Meldung: „Da die Gegner den Frieden auch weiterhin verneinen, wird sie der Kampf bis zur völligen Vernichtung treffen!“

Es war ganz still nach diesem Wort, einige blickten auf den General, ob er jetzt nicht vielleicht . . .? Aber bevor dieser noch etwas sagen konnte, kam ein milder Gesang aus dem Apparat, ein schwebender Gesang lieblicher Kinderstimmen: „Wir treten zum Beten!“ sangen sie daheim . . .

Unsere Köpfe senkten sich, auch ich vermochte nicht mehr, in die Gesichter meiner Kameraden zu blicken, bei solchem Liede muß es für Soldaten sein, als säße jedermann für sich in seinem Kämmerlein . . . So hörten wir in tiefem Schweigen alle Strophen an, die erste der Kinder, die zweite der Frauen, die dritte der Männer . . . Erst als das Deutschlandlied sich anschloß, wagten wir die Köpfe wieder zu erheben – gleichzeitig sprangen wir geschlossen auf, blieben in straffer Haltung bis zum Ende stehen – wir sangen auch dieses Lied nicht mit, aber unser Schweigen bedeutete mehr . . .

Wir standen alle lange Zeit noch regungslos, auch als das Lied schon längst verklungen – hier hatten wir eine der größten Stunden unseres Lebens erlebt, das stand gleichsam für immer eingekerbt in zwanzig Gesichtern. Wollte keiner diese Verzauberung von uns lösen, konnte es nicht einmal unser geliebter General, der sonst doch jeder Stunde gewachsen war?

Sie wurde auf die einzige Art gelöst, die dieser kriegerischen Stunde allein gemäß war: Die gesamte Artillerie des Oberstleutnants, anscheinend soeben mit ihrer Aufstellung fertig geworden, schlug in diesem Augenblick ihren ersten Höllenvirbel, warf jetzt mit pausenlosem Donnern ihre stählernen Worte über uns hinweg, hinüber auf die Stellungen der vielgerühmten Weygandlinie.

Da stand der General eckig auf, blickte einmal kurz umher, sagte dann in seiner knappen Art: „Wir werden jetzt noch einen kleinen Schlaf tun, denn vor Paris dürfen wir keinen mehr erwarten! Ich erinnere noch einmal, bitte sich das einzuprägen: Um vier Uhr fünfundvierzig ist alles zur Abfahrt in den ursprünglichen Gefechtsstand am Stadtrand bereit. Um fünf Uhr findet der erste Stukaangriff auf unseren Sturmabschnitt statt. Um fünf Uhr dreißig fällt die letzte Bombe. Fünf Uhr einunddreißig Durchbruch der Panzer.“ Er trat vom Tisch zurück, setzte fast scharmant hinzu: „Gute Nacht, meine Herren, angenehme Ruhe . . .“

Wir gingen mit flackernden Kerzen in den ersten Stock hinauf, verteilten uns auf die Schlafzimmer des Hauses. Mir hatte die Ordonnanz ein kleines Zimmer auf der Westseite gerichtet, ich sah es mir vor Müdigkeit gar nicht erst richtig an, sondern warf mich sofort auf einen Divan, der in einer Ecke neben dem Fenster stand. „Ein Bett steht hier leider nicht, aber ich habe schöne Decken organisiert!“ sagte der Gefreite tröstend. „Die Kerze mache ich auf diesem Tischchen fest, aber ich mache sie gleich aus, Streichhölzer lege ich daneben, falls was passieren sollte“, fuhr er fort. „Das Fenster läßt sich nicht ganz verdunkeln, da ist es vielleicht besser so, denn es sind dauernd Bomber über der Stadt . . .“

„Ist recht, mein Guter“, sagte ich schläfrig. „Pünktlich vier Uhr dreißig wecken – wie steht’s mit dem Frühstück?“

„Kaffeebohnen hätten wir schon bei uns, aber es gibt in der ganzen Stadt keinen Tropfen Wasser!“ sagte er betrübt.

„Ich habe noch ein paar Flaschen Mineralwasser im Wagen, kochen Sie doch davon für alle einen Kaffee!“ fiel mir ein.

„Das ist ein guter Gedanke, da werden sich alle freuen!“ sagte er beglückt. „Ganz nüchtern ins Gefecht, das ist nichts Schönes . . .“ Er blies das Licht aus, seine Hacken klappten, dann war ich allein.

Ich schloß sofort die Augen, zog die Decken ans Kinn herauf. „Jetzt wird geschlafen!“ redete ich mir zu, hörte noch ein paarmal das beruhigende Bläffen der eigenen Abschüsse, das die Explosionen der feindlichen Granaten längst übertönte, sank auch nach wenigen Minuten schon in traumlosen Schlaf. „Sie streuen die ganze Stadt ab“, ging es mir zuvor noch einmal durch den Kopf. „Es kommt lediglich darauf an, daß unser Quartiermacher die richtige Hausnummer auswählte – vielleicht hätte er vierundvierzig statt zweiundzwanzig nehmen sollen, vielleicht wird aber auch gerade Nummer vierundvierzig getroffen . . .“ Mein letzter Gedanke war das Wort, das der Oberstleutnant zu mir gesagt hatte: „Ein Abend vor der Schlacht, wie es in Gedichten steht . . .“

Ich mochte eine Stunde geschlafen haben, als das Haus unter einem furchtbaren Schlag erdröhnte. Er warf mich jählings von meinem Divan, ein Schwall von Glassplintern klirrte ins Zimmer, gleichzeitig spürte ich einen beißenden Pulvergeruch, noch schlaftrunken raffte ich mich auf die Füße, drückte mich deckungsuchend an die innere Wand. Dort stand ich eine Weile, stoßweise nach Atem ringend, ein paar Splitter rieselten noch nach, durch das zerborstene Fenster kamen alle Geräusche plötzlich doppelt klar: Irgendwelche schweren Brocken polterten auf das Straßenpflaster, darüber stand unablässig das rauschende Gurgeln der eigenen Geschosse, dazwischen das teuflische Singen der Feindgranaten . . .

Ich werde mich wieder hinlegen, dachte ich bald, das ist trotzdem das beste! Dann aber fühlte ich, daß ich zu wach geworden war, daß es zwecklos sein würde. Und wenn es mich schon treffen soll, sagte ich plötzlich entschieden zu mir selbst, dann soll es mich wenig-

stens nicht im Schlaf erschlagen! Nein, wenn es heute nacht schon meine letzte Stunde sein soll, so will ich diese wenigstens in voller Wachheit erlebt haben . . .

Damit tastete ich mich an das kleine Tischchen heran, zündete vorsichtig die Kerze an, blickte als erstes nach dem zerplatzten Fenster. Es war völlig zertrümmert, aber anscheinend nur vom Luftdruck, verdunkeln ließ es sich allerdings nicht mehr. Da stellte ich das Kerzenstümpchen unter die Tischplatte, so daß es keinen Schein nach außen werfen konnte, sah mich im milden Dämmer der gedeckten Flamme zum erstenmal in meinem Zimmer um.

Es war ein Kinderzimmer, stellte ich alsbald fest. An der Schmalwand standen, mit den Füßenden in den Raum, durch einen schmalen Gang getrennt, zwei weißlackierte Gitterbettchen, dazwischen ein niedriges Tischchen, das übertoll von Spielsachen war. Ein Elefant aus silbergrauem Plüsch, mit mächtigen Stoßzähnen aus weißem Wollstoff, stand majestätisch in der Mitte, um ihn herum ein ganzer Tierpark, alle Geschöpfe waren säuberlich aufgestellt, dennoch in so eigener Art und Weise, daß man gleichsam noch die Kinderhände über ihnen sah. Es schien eine ganze Arche Noah zu sein, was sich auf diesem kleinen Tischchen zusammengefunden: Ein Pärchen kleiner, dickleibiger normannischer Pferde, ein Pärchen knochiger Kühe aus dem Artois, ein Paar zottige pikardische Schäferhunde, ein Eselchen von jener Winzigkeit, wie man sie in Südfrankreich sieht . . .

Ich trat, fast wie von Kinderhänden fortgeschoben, von diesem Spielzeugtischchen zurück, ließ meinen Blick an den Wänden entlanggehen: In halber Höhe zog sich ein Fries herum, der wiederum von Tierchen wimmelte, hier waren es allerdings nur lauter Fohlen, die in allen denkbaren Sprüngen die Wand entlang tollten, oftmals die übergroßen Beine höchst natürlich wie kleine Stelzen von sich werfend . . . „Jetzt würde ich auch gerne wissen, welche kleinen Menschlein diesen Raum belebten!“ ging es durch meinen

Kopf, als ich auch schon auf einem kleinen Schränkchen eine Bildersammlung gewahrte. Ich nahm mit aller Vorsicht das Kerzchen auf, schirmte es ein wenig mit der Hand nach außen ab, trat mit ihm vor die kleine Galerie in Silberrähmchen. Auf einem Bilde stand ein Knabe von sechs Jahren, er stand selbstsicher neben einem scheckigen Pony, stak im übrigen in einem eleganten Reitanzug, schien also noch keinerlei Sorgen zu kennen, dennoch blickten mich seine schönen Dunkelaugen mit einem wunderlichen Ernste an – wie mit einem leisen Vorwurf, wollte es mir scheinen. Neben ihm auf einem andern Bilde fand ich sein Schwesterchen, es war höchstens vier Jahre alt, hatte ein aufgeworfenes Näschen, dazu einen schalkhaften Zug im Gesichtchen, der sein ganzes südliches Temperament verriet . . .

Ich trat versonnen zurück, sah mich nach einem Stuhle um. Der Divan stand zu nahe am Fenster, außer ihm gab es zum Sitzen aber lediglich ein Kinderstühlchen, so zog ich mir denn kurz entschlossen das heran, stellte es in die äußerste Ecke neben der Tür, um bei neuen Einschlägen möglichst geschützt zu sein. Das Kerzchen kam wieder unter seinen Tisch, ich selber aber ließ mich auf dem Kinderstühlchen nieder, dessen Lehnen meine Hüften, wenn auch ein wenig gezwängt, gerade noch durchließen.

So saß ich unbeweglich lange Zeit, während durch das offene Fenster das beruhigende Gurgeln der eigenen Geschosse drang, zuweilen aber auch das Heulen der feindlichen Granaten böse die Vorhänge blähte. Wenn der französische Batteriekommandant jetzt seinen Geschützen einen Strich mehr östlich gibt, ist es bei der nächsten Lage mit uns allen vorbei, mußte ich in einer längeren Feuerpause einmal denken, aber nach einer Weile geschah es mir fast wider Willen, daß ich in dieser lieben Umwelt alle derartigen Gedanken vergaß: Unmerklich bevölkerte sich das kleine Zimmer mit meinen eigenen Kindern, im größeren Gitterbettchen lag mit einemmal mein Sohn, im kleineren mein blondes Töchterchen . . .

Ich rührte mich in Wahrheit nicht vom Fleck, im Geiste aber stand ich leise auf, trat auf den Zehenspitzen an die Tür, wie ich es allabendlich zu tun pflegte, rief mit strengklingender Kommandostimme: „Wer wagt es noch einmal, aus seinem Bett zu klettern?“ Schon kletterten sie beide wieselflink heraus, stellten sich mit nackten Beinchen auf das Tischchen, das auch bei uns wie hier im Bettgang stand . . . Ja, so begann das „Nachtspiel“, wie mein Sohn es benannt hatte, der Regel nach mußte ich sie nun mit einem Sprunge zu erhaschen suchen, wobei sie mir jedoch in hundert Fällen neunzigmal entwischten, um gerade noch vor meinem Zugriff mit entzücktem Tauchzen kopfüber wiederum hineinzupurzeln! Ach, wie das Zimmer widerhallte von ihren Schreien des Entzückens, von ihren auffordernden Rufen zu ewigen Wiederholungen . . .

So spielte ich nun eine ganze Weile, endlich aber war das „Nachtspiel“ aus – jetzt schliefen sie ermüdet, meine beiden Kinder. Ich zündete mir am Kerzchen aufatmend eine Zigarette an, blickte im schwachen Licht nach meiner Armbanduhr. Es war drei Uhr, hatte ich mit diesem Nachtspiel schon soviel verträumt, blieben mir bereits nur mehr anderthalb Stunden? Ich rührte mich auch jetzt noch nicht in meinem Stühlchen, im Geiste aber trat ich nochmals zwischen die beiden Bettchen, blickte lange abwechselnd in ein paar schlummernde Gesichter. Ja, das war er, der blonde Junge, der für sein Alter so seltsam ernsthaft war, daß er an meiner Arbeitszimmertür zu fragen pflegte: „Kannst du mich jetzt vielleicht brauchen?“ Und der bei einem „Nein“ genau so ernsthaft antwortete: „Dann frage ich vielleicht später noch einmal an!“ – worauf er die schwere Schiebetür lautlos wieder zusammenschob, um sich danach auf leisen Sohlen zu empfehlen. Und das war sie, das grazile Mädchen, das oftmals lange Zeit in Reimen zu singen pflegte, sich mit seinen vier Jahren auch wohl an den Flügel setzte, sich selbst in einer seltsam zarten Art dazu begleitete, dabei immer



hungrig nach neuen Zärtlichkeiten, von der Mutter nie zu sättigen . . .

Und plötzlich sah ich noch ein Bett in diesem Zimmer, obwohl es in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war: Es war ein winzig Kleines, eher schon eine Wiege, darin lag ein Säugling, mein jüngster Sohn, in diesem Kriege erst geschenkt . . . Ich sah ihn mich anlachen, ganz unvermittelt aus einem Schluchzen heraus, die großen blauen Augen märchenweit geöffnet, mit einem feuchten Glanz vergangener Tränen, die runden Händchen tolpatschig herumtastend – daß ich ihn bis zu einer Art von Schmerzlichkeit liebte, das erfuhr ich eigentlich erst in diesem Augenblick, in dieser von Granaten durchpflügten Nacht in Frankreich . . . Und wenn es mich morgen treffen sollte, vielleicht auch noch in dieser wilden Nacht – nur eine große Trauer würde in mir sein, daß ich euch niemals wiedersehen würde! Daß ich euer Aufwachsen nicht mehr begleiten könnte, das Empfangnis eines großen Buches, das Erlebnis der ersten Erkenntnisse, das der jungen Liebe, des eigenen Kindes . . . Ach, ich hatte solche Stunden wie diese schon einmal erlebt, war schon einmal lange am Grat des Todes entlang gewandert, vor fünfundzwanzig Jahren im weiten Osten Rußlands, wie anders waren sie gewesen als die dieser Nacht . . . Und mich griff eine tiefe Ehrfurcht vor all jenen Männern an, die eine Welt wie diese in der Heimat hatten, mit ihr im Herzen als erste morgen aus der Deckung brachen! Aber wofür taten sie es denn, taten es im Grunde alle? Für die Kinderzimmer . . . Welch ein gänzlich anderes Kriegserlebnis bringen mir diese Tage als vor fünfundzwanzig Jahren, erkannte ich beglückt – gleichzeitig aber auch, daß es für einen reifen Mann nichts Stärkeres gibt als seine Bindung in die Kette der Geschlechter . . .

Ich blickte wieder auf die Uhr: Noch fünf Minuten Zeit! Da löste ich mich aus dem Kinderstühlchen, schob es sorgfältig an seinen Platz zurück, trat noch einmal ans offene Fenster. Die Stra-

ßen erhellten sich langsam, einzelne Posten waren zu erkennen, ein paar Panzerspähwagen warfen die Motore an. Über der Front im Süden zerging der Nebel, es würde einen sonnenklaren Tag geben. Ob sie wohl ahnen, was sie heute erwartet, dort drüben in der Wengandlinie? dachte ich plötzlich erschauernd – kam es nur von der morgendlichen Kälte, vielleicht aber auch aus dem eigenen Innern? Mit der frischen Morgenluft, in der ein Ruch von nahen Wäldern schwang, trieb ein schleimiger Pulverdampf durch die Straßen. Ich beugte mich noch weiter hinaus, die Gassen der toten Stadt erwachten immer stärker zum Leben, allerdings nur zu einem kriegerischen, denn aus allen Häusern kamen jetzt schon Sturmsoldaten, die Handgranaten in ganzen Bündeln am Koppel, die Maschinengewehre über den Schultern. Verwehte Stimmen schlugen zu mir herauf, dazwischen ein paar schneidende Befehle . . .

Da klopfte es. „Vier Uhr dreißig!“ meldete die Ordonnanz. „Schon gut!“ rief ich zurück, schnallte das Koppel um, trat noch einmal zwischen die Gitterbetten, deren kleine Steppdeckchen sauberlich gefaltet waren, blickte noch einmal die Tiere der Arche Noah an, die alle noch vom Morgenschlummer umfangen schienen, ein letztes Mal auch noch die Bilder der Kinderchen, die dieses Zimmer einst sprühend belebt . . . Wo mochten sie sein, irgendwo auf der Flucht, unter den Millionen anderer, sinnlos vom eigenen Volk davongetrieben?

Als ich herunterkam, saß der Oberstleutnant schon über den Karten, er schien völlig ausgeruht zu sein. „Nun, haben Sie auch gut geschlafen?“ fragte er mich, eigenartig dabei lächelnd.

„Nein“, sagte ich, „dazu hatte ich nicht das richtige Zimmer.“

Er sah mich ein wenig verwundert an, da setzte ich erklärend hinzu: „Es war das Kinderzimmer . . . Aber ich bereue es nicht“, fuhr ich versonnen fort. „Es war unendlich viel schöner, als wenn ich bestens geschlafen hätte!“

Ehe er noch eine weitere Frage tun konnte, trat der General in die Tür, jugendlich wie nach der längsten Ruhenacht. Noch während wir alle stehend unser Gläschen Sprudeldkaffee tranken, klirrte der Unteroffizier zum Zimmer herein, meldete von der Schwelle aus mit lauter Stimme: „Befehlspanzer vier Uhr fünfundvierzig vorgefahren!“

## Panzerdurchbruch an der Weygandlinie

Als wir am Morgen des 5. Juni vor jenem Landhaus an der Straße nach Breteuil hielten, das für die erste Phase der Offensive zu unserm Gefechtsstand bestimmt war, blieben wir nach dem Aussteigen erst eine Weile wortlos stehen. Wir hätten es eigentlich gestern abend schon beziehen sollen, hatten es aber im letzten Augenblick doch nicht mehr getan, weil die Franzosen es gerade in jener Stunde mit schwerem Feuer belegt: Nahe dem Tor lag ein ganzer bespannter Maschinengewehrzug, er war durch einen unglücklichen Volltreffer mitten im Marsche niedergemäht, ein zweiter Volltreffer hatte hinterm Tor die Garage getroffen, diese Granate war nach Durchschlagen aller Betondecken erst im Keller krepitiert, hatte alles Darüberliegende wie tausend Geschosse in die Luft geblasen, dann im Niederfallen den ganzen Hausplatz mit zackigen Brocken übersät, während ein dritter Volltreffer das gegenüberliegende Haus in die Erde gestampft hatte.

„Die Nacht wäre hier doch wesentlich unruhiger verlaufen, als sie's an sich schon in der Jeanne d'Arc-Straße war!“ sagte der General schließlich lächelnd, setzte mit einer eleganten Handbewegung hinzu: „Sie sehen es wieder einmal, meine Herren, der Soldat muß Glück haben!“

Wir gingen in das gepflegte Haus hinein, es war eine moderne Villa, aber von jener Modernität, die bei uns schon wieder altmodisch ist. Schnell war das Esszimmer zum Arbeitsraum des la umgewandelt, lag auf dem ausgezogenen Tische alles voller Karten, während im Raum davor, einer Art gläserner Wintergarten, die Ordonnanzoffiziere ihre telephonische Apparatur auf-

bauten, dabei zuweilen ungläubig in den stillen Park blickten. Es war noch alles an dieser Arbeit, als unsere Stukas schon heransangen, sie kamen in musterhaft geschlossenen Ketten, begannen auch gleich darauf ihr altes Spiel, kippten einer nach dem andern falkenhaft ab, während ihre gewaltigen Explosionen zitternd herüberschwangen. „Was in langen Jahren sorgfältig gebaute Bunker zerstäubte, wird auch diese rasch hingestellte Wehrbandlinie auseinanderreißen!“ sagte der erste Ordonnanzoffizier. „Trotz ihres Vorschußruhmes!“ setzte der Adjutant hinzu.

Ein halbe Stunde verging mit diesem Donnern, Schlag fünf Uhr einunddreißig fiel die letzte Bombe. „Jetzt fahren unsere Panzer an!“ sagte der Oberstleutnant mit zusammengezogenen Augenbrauen, setzte sich mit einem Ausdruck schärfster Sammlung vor seine Karte. Die Telephone summten, zum Hofe knatterten die ersten Kradmelder herein, die Offensive lief mit hohen Touren an . . .

Bis zu den ersten Umdisponierungen würde jetzt eine kleine Zeit vergehen, so ging ich durch die gläserne Halle des Wintergartens in den Park hinaus, der mit seinen sommerlich leuchtenden Rabatten lockend zu uns hereinblickte. Der satte Rasen war an manchen Stellen von tiefen Trichtern ausgeackt, auf den Kieswegen lagen in ganzen Bündeln die antlizartigen Blütenblätter der Stiefmütterchen, dennoch summten die Bienen über ihnen wie am friedlichsten aller Sommermorgen. Als ich über den Hof zur Straßenfront hinüberging, war dieser schon von unseren Stabsoldaten gefüllt, sie hockten in kleinen Gruppen unter den Bäumen, fragten auch wohl die wartenden Melder neuigkeits hungrig, wie es sich denn heute morgen vorne angelassen habe. Wenn wir hier schon gestern eingezogen wären, mußte ich bei ihrem Anblick unwillkürlich denken, hätte dieser Hofplatz schon gestern dieses Leben gezeigt . . . Zuerst dies frische Leben, bald darauf aber vielfachen Tod – stieß mein Fuß nicht alle Augenblicke an zackige

Betonbrocken, von dem Garagenvolltreffer wie Maschinengewehr-  
garben über den ganzen Hof geschleudert? Wie viele dieser fröh-  
lichen Jungens, die jetzt sorglos plaudernd hier herumstanden, hätte  
man wohl gerade in dieser Stunde unter jenen Bäumen begraben,  
unter denen andere jetzt wohligh ihre Knochen streckten . . . ?

Als ich an die Garage herantrat, gewährte ich unseren stäm-  
migen Unteroffizier, er stand versunken neben dem Generalkübel,  
sah anscheinend wie gebannt auf den Trichter, der einstmals ein  
Garagenhäuschen war. Als ich neben ihn trat, schrak er wie er-  
wachend auf, sagte mit eigentümlichem Ausdruck: „Ich hatte Be-  
fehl, meinen Kübel in die Garage zu stellen – da ich fast immer in  
ihm schlafe, hätte ich auch dieses Mal dringelegen . . .“ Er schüt-  
telte den Kopf, als ob er diese Sache nicht ganz verstände, setzte  
dann aufatmend hinzu: „Der Herr General hat schon recht – der  
Soldat muß vor allem Glück haben . . .“

Früher nannte man das anders, dachte ich bei diesen Worten,  
aber es geht anscheinend auch so! Und ist es nicht im Grunde  
schöner, wenn es ohne große Worte geht?

„Aber ich habe nicht allein das Glück gehabt“, fuhr der tüch-  
tige Wittke fort, „sondern eigentlich der ganze Stab! Schauen  
Sie mal dort hinüber, nur die paar Schritte über die Straße:  
In das Haus sollte der Ic ziehen, mit seinem ganzen großen La-  
den! Die wären alle weg gewesen, bis zum letzten Mann, nicht  
anders wie das ganze Haus . . .“

Ich ging langsam weiter, auf die Straße hinaus. Unser guter  
Ic, dachte ich bedrückt, diese Seele von einem Menschen, zu gütig  
fast für einen Offizier! Und sein Feldwebel, seine ganzen Schreiber,  
diese hellen Jungen . . . Nach einer Rechtswendung stand ich vor  
dem gefallenem Maschinengewehrzug, von den Soldaten sah ich  
nichts mehr, lediglich die sechs Pferde lagen noch dort, wie die  
Granate sie dreimal paarweise fast abgemessen hingeschmettert.  
Ihre Felle glänzten noch wie im Leben, die Farbe der Spitzen-

pferde war ein sattes Braun, das seltsam stark aus dem Staub der Straße abstach, ich hätte mich am liebsten zu ihnen hinabgebeugt, um sie heimlich mit der Hand zu streicheln. Vier der Pferde hatten zackige Splitter im Leibe stecken, bei zweien aber fand ich nicht die geringste Wunde, wiederum war ich trotz aller Erfahrung von der Tatsache überrascht, wie schnell dies edelste aller Tiere zu Tode kommen kann. Und die Reiter dieser braven Pferde, waren sie gefallen wie diese? Man sah den Pferden an, daß dies ihr erster Einsatz war, sie waren viel zu blank im Haar, viel zu wohlgerundet an den Schenkeln, als daß sie schon länger mitgemacht haben konnten – sie hatten eben nicht so viel Glück gehabt wie wir, die jungen Leute dieses Infanteriemaschinengewehr-zuges, noch auf dem ersten Anmarsch hatte es sie erhascht, bevor sie überhaupt nur ihren ersten Schuß gelöst . . .

Ich wandte mich wieder, ging zu unserm Haus zurück. Die Straße drohte von jenem Leben, das nur ein Vormarsch erzeugt: Immer wieder brausten Melder aus Amiens herauf, brumnten schwere Munitionskolonnen auf dem Asphalt entlang, glitten mit leisem Wiegen ihrer Federn Sanitätswagen heran. In langen Schlangen zog die Infanterie vorüber, sie ging in unendlichem Gänsemarsch hintereinander, von den immer wieder über uns hinheulenden Granaten zur Vorsicht gemahnt, die schwer herabziehenden Munitionsgurte um die Hälse gehängt, einzelne der Gesichter von der sommerlichen Hitze schon ein wenig blau. Es war vielleicht nicht nur das Artillerief Feuer, das sie auf ihrem Anmarsch so vorsichtig machte – mußten sie nicht jeden Augenblick mit Fliegern rechnen, die unsere Nachschubstraßen mit ganzen Schwärmen bombardieren würden?

Als ich in unser Arbeitszimmer zurückkehrte, herrschte dort eine fremde Stille, der General saß mit aufgestütztem Kopfe, der Oberstleutnant maß wortlos irgendeine Entfernung. Ich setzte mich wieder in den Wintergarten, sah den ersten Ordonnanzoffizier

fragend an. „Unsere Panzerregimenter sind bereits durchgebrochen“, sagte er leise, „stoßen aber Schritt für Schritt auf schwere Abwehr. Die Franzosen haben anscheinend eine neue Taktik, die Panzer ohne äußerste Gegenwehr durchzulassen, sich hinter ihnen aber wieder eisern zu schließen!“

„Und?“ warf ich ein.

„Zudem haben wir mit Kolonialtruppen gerechnet, wie uns die Infanteriedivision versicherte, die vor uns hier den Brückenkopf hielt – inzwischen haben die Franzosen im letzten Augenblick abgelöst, an die entscheidenden Stellen überall elsässische Regimenter geworfen, wie aus den Aussagen der ersten Gefangenen hervorgeht.“

„Und diese kämpfen so gut, daß wir nicht nachkommen?“

„Was bleibt ihnen denn übrig?“ sagte er hörbar deprimiert. „Wenn die Franzosen weglaufen, drücken die Offiziere, scheint es, ein Auge zu, wenn ein Elsässer aber dazu nur Miene macht, ist er ein Vaterlandsverräter, wird er sofort niedergeschossen!“

Gott im Himmel, dachte ich, die armen Kerle . . .

In diesem Augenblick summte das Telephon, der Oberstleutnant nahm sofort ab, hörte lange ohne Gegenworte zu, hing mit einem kurzen Danke wieder ein. „Die Panzer sind bereits zwanzig Kilometer durchgebrochen“, sagte er dann, „fragen erneut an, wo in Dreiteufelsnamen die Infanterie bleibt?“

Der General stand auf, ging einmal herum, blieb unvermittelt stehen. „Sie ist kein Kinderspiel, diese berühmte Wengandlinie: Jede Mauer voller Schießscharten, jedes kleine Haus eine Festung, zudem an tausend Stellen vermint, dabei von einer enormen Tiefe, fast wie unser Westwall! Eine Bunkerlinie wäre mir weiß Gott lieber, nach unseren heutigen üblen Erfahrungen . . .“

„Nachdem wir unsere Infanterie bis zum Äußersten verstärkten, können wir einstweilen nichts tun als abwarten, ob sie nicht doch noch irgendwo durchbricht!“ sagte der Oberstleutnant.



Der General nickte, setzte sich wieder.

Gegen Mittag kam endlich die Meldung, daß es jetzt teilweise zügig vorwärtsgehe, einzelne Kompanien aber in einem Sperrfeuer festlägen, das mit seiner Dichtigkeit an den Weltkrieg erinnere. Zudem war aus der Karte klar ersichtlich, daß dies erste Dorf der Wengandlinie auf einer Höhe lag, die geradezu an die berühmten Spicherer Höhen denken ließ. Unsere Ausgangsstellung war übrigens nur wenige tausend Meter von unserem Gefechtsstand entfernt, ob ich nicht wenigstens einmal bis in diese Ausgangsstellung vorfahren sollte?

Ich nahm meine Karte unter den Arm, ging wieder auf die Straße hinaus, winkte schon von weitem einem Radfahrer, der mit einem leeren Beiwagen heranschnurrte. „Nehmen Sie mich ein Stück mit nach vorn!“ Der Beiwagen war allerdings mit allem Möglichen vollgepackt, man konnte dennoch notdürftig darauf hocken. Die Höhe 302 näherte sich schon nach wenigen hundert Metern, ein paar Minuten später kreuzten wir schon ihren Scheitelpunkt. Ich stieg langsam den Wall von der eingeschnittenen Straße zur langgestreckten Höhe hinauf, sie war seit der Eroberung von Amiens der nur notdürftig ausgebaute Brückenkopf gewesen, den unsere Infanterie während der vierzehn Tage gegen alle Rückeroberungsversuche gehalten hatte, in denen wir bis zum Meere auf Calais durchgestoßen waren.

Gerade vor mir lag St. Fusien, das noch umkämpfte Dorf, alles ringsum souverän beherrschend. Es puffte dort mit weißen Bauschen aus allen Löchern, das Kleingewehrfeuer rollte in förmlichen Wogen herüber, die Artillerieabschüsse folgten einander so pausenlos, daß man wahrhaftig an weltkriegshaftes Sperrfeuer denken mußte. In meiner Nähe lag ein Offizier mit unserer Radschützenreserve, er kannte mich anscheinend, sagte bei hinabzeigender Hand nicht ohne besorgten Ausdruck: „Die Hauptmasse unserer Brigade ist leider auf Sains, hart rechts von diesem Höhen-

nest eingeseßt. Dort unten geht ein junges Regiment aus einer anderen Division vor, das erlebt seinen ersten Einsatz, es ist also kein Wunder, daß es den Dreh eines solchen Angriffs noch nicht ganz heraus hat! Wenn sie nur unsere Kradschützen herangelassen hätten, die würden den schwierigen Laden mit ihrer Technik bald aufgeknaßt haben!“

„Wie bei Calais!“ sagte ich lächelnd. „Aber tröstet euch nur, man will euch nur nicht auspumpen, die letzten tausend Meter übergibt man euch ohnedies!“ Ich blickte wieder auf die Karte, suchte aufs neue im Gelände. Links von diesem Fusien war also das eine, rechts das andere unserer Panzerregimenter durchgebrochen, die Masse dieser Panzer war nicht mehr zu erblicken, sie war längst hinter den Höhen entschwunden, staß zu dieser Zeit wohl schon tief im Feind, aber was war mit den dunklen Punkten rechts von mir im Tale? Ich nahm erneut das Glas, konnte es jetzt deutlich ausmachen: Das waren die auf Minen geratenen Panzer, regungslos wie eiserne Blöcke lagen sie im Feld . . . Unwillkürlich zog die Reihe meiner Freunde an mir vorüber, alle jene jungen Offiziere, mit denen ich manches Fest gefeiert, als wir während des Winters wartend im Mosellande lagen! Ob der kleine Bayer zu ihnen zählte, ob ich den kecken Berliner jemals wieder sah?

Ich schüttelte diese trüben Gedanken ab, spähte erneut zur Infanterie hinüber: Es ging dort unten kaum schrittweise vorwärts, aber wie sollte es auch, bei dieser Maschinengewehrfeuer, das aus jeder Scheunenmauer spritzte? Wie gerne hätte ich dem General etwas Neues gemeldet, von hier aus aber, das sah ich jetzt, war vor Stunden nichts Entscheidendes zu berichten. So stieg ich wieder zur Straße hinab, wartete auf einen zurückfahrenden Wagen. Bald kam ein Fahrzeug unserer Pioniere, das auf mein Winken alsbald anhielt. „Wo fahrt ihr hin?“ fragte ich sie. „In die Nähe der Kathedrale, in unser gestriges

Quartier!“ Da entschloß ich mich, bis dorthin mitzufahren, vielleicht ging es doch heute noch weiter, dann hätte ich sie nicht einmal gesehen . . .

Mein erster Eindruck war ein helles Staunen – wie hatte man sie nur so aussparen können: Ringsum war kaum mehr der Lauf der alten Straßen zu erraten, so hatten unsere Stufabomben alle Gebäude in die Erde gestampft, mitten aus diesen Trümmern aber stieg unversehrt der Schwung der edlen Türme auf, von deren zartem Filigran auch nicht ein Spizchen abgebrockelt war! Bis zur dreifachen Mannshöhe hinauf hatten die Franzosen sie zwar mit aufgestapelten Sandsäcken geschützt, so vor der Zerstörungswut der „Barbaren“ zu bewahren gesucht – es war eine irgendwie rührend sorgfältige Arbeit, aber sie hätten sich diese Mühe ruhig ersparen können, ihre wundersamen Torfiguren hätte es auch nicht gerügt, wenn sie uns diese ohne jeden Schutz vertrauensvoll überlassen. Und hätten sie gar ihre Gräben mit diesen Tausenden von Sandsäcken versehen, hätten sie für den Schutz ihrer Soldaten soviel Mühe verwandt wie für den Schutz ihrer Kunst, wir wären vielleicht niemals in solchem Sturm bis vor ihre heiligsten Stätten gelangt! Aber war das nicht fast symbolhaft für sie, für ihre ganze Situation, ihre Stellung in der Welt dieses Jahrhunderts? Sie hätten in dieser Richtung nur noch einen Schritt weitergehen, in dieser Haltung nur konsequent zu Ende denken, damit gar nicht erst zu diesem Kampfe antreten sollen . . . Zum andern aber: Was kann mehr für uns sprechen als all diese Dome Frankreichs, die unversehrt aus den zerstörten Städten gen Himmel ragen, im wildesten Furioso eines noch nie dagewesenen Vorwärtssturmes fast liebend ausgespart? Wenn es nur einen Funken Gerechtigkeit bei seinen Menschen gibt, muß ihr Haßwort „Hunnen“ an diesen Zeugen unseres Wesens, an diesem jedem sichtbaren Widerspruch für alle Zeit zuschanden werden . . .

Auf dem Rückweg stieß ich auf den Stadtkommandanten unserer Division, jenen prächtigen weißköpfigen Panzermajor aus Dithmarschen, dessen erste Sorge nach der Erstürmung Calais war, für die in den Kellern hungernden Säuglinge ein paar Liter Milch zu beschaffen. Da er gerade zum Gefechtsstand vorfahren wollte, stieg ich rasch ein, kam so auf schnelle Weise wieder an mein Ziel. Die gestern noch fast menschenleere Stadt füllte sich immer mehr, man erkannte deutlich, daß sich die Truppen schon für den Vormarsch zu stauen begannen. Nicht nur Infanterie, sondern auch bespannte Artillerie, selbst ein paar Reiterregimenter hielten schon in den Straßen, ungeduldig des Augenblickes wartend, in dem die Bresche in die berühmte Wengandlinie geschlagen war, sie sich durch unser enges Tor ins weite Land ergießen konnten.

Als ich möglichst unmerklich in den Wintergarten trat, war der neue Kommandierende des Korps gerade zur Besprechung eingetroffen, ein gertenschlanker Mann mit fast asketischem Gesicht, aus dem einen die rastlose Energie beinahe körperlich entgegensprang. Er fuhr ruhelos von einer seiner Divisionen zur anderen, es mußte noch an diesem ersten Tage zum Durchbruch kommen – stand nicht andernfalls vor seinen wie vor aller Augen, daß sich hier urplötzlich ein neues Verdun entwickeln könnte? Ein monatelanger Kampf um jeden Meter, mit Hekatomben von Toten vor jeder Stellung? „Wir unterstellen also, was nur möglich ist!“ schloß unser General seinen Vortrag. „Geben dem Schwerpunkt noch die Panzerjäger, die Kompanie der Panzerpioniere, eine Abteilung unserer leichten Artillerie, sogar eine Batterie unserer schweren Flak, schließlich noch eine Schützenkompanie in MZ-Wagen – mit dieser Stoßkraft wird es gehen, ich bitte davon überzeugt zu sein!“

Der Kommandierende war kaum davongebraust, als es am Telephon besonders anhaltend summte. Der Oberstleutnant

nahm ruhig wie immer ab, suchte aber dann nach einer Zigarette. Das ist nicht gut, was da gemeldet wird, ging es durch mich hin . . .

„Unsere Panzer melden soeben“, sagte er dann zum General, „daß sie insgesamt vierzig Kilometer vorgestoßen sind, bereits vor Dreßmaur stehen, dabei achtunddreißig Geschütze vernichtet, desgleichen elf Paß zerstört, zudem siebenhundert Gefangene gemacht haben!“

„Ausgezeichnet!“ sagte der General, wie gefedert aufspringend, suchte gleichfalls eine Zigarette.

Der Oberstleutnant schwieg einen Augenblick, als wolle er ihm diese Freude wenigstens Sekunden lassen, setzte dann fast widerwillig hinzu: „Aber sie sind jetzt abgeschnitten, haben auch fast keine Munition mehr . . .“

Um Gottes willen! dachte ich, dachten wohl alle.

„Also Munition hin!“ sagte der General – ruhig wie immer, fast sogar kalt. Ihn warf doch nichts um, für ihn gab es niemals etwas, was nach „Gottes Willen“ klang . . .

„Wird nur durch Flieger möglich sein!“ sagte der Oberstleutnant nachdenklich.

„Bitte den Ib!“ rief der General.

Es war eine Weile so still in unsern Räumen, daß man deutlich die Bahnen der Granaten verfolgen konnte, die immer noch auf unsern Häuserblock zielten, jetzt aber meist zu kurz vor uns in den Park gingen. Bald aber hörte man einen schnellen Schritt, dann trat unser zweiter Generalstäbler herein, ein beim ersten Anblick etwas fremd wirkender Offizier, dessen humorige Klugheit jedoch sprichwörtlich, dessen Genie im Beschaffen jeden Nachschubs unübertrefflich war. Er hörte gespannt zu, zuckte ein paarmal mit den Lidern, wie er's bei solchen Dingen immer zu tun pflegte, sagte dann in seiner pointierten Art: „Ich lade also sofort Panzermunition auf, fahre zu unserm Flugplatz hinaus, schicke eine unserer

Maschinen nach Dresmaur, lasse die Munition zwischen die Panzer abwerfen!"

„Geht in Ordnung!“ sagte der General. „Bitte sofort persönliche Meldung, wie der Flieger Aussichten beurteilt!“

Der Major eilte schon davon, dumpf summte sein Wagen auf. Im Westen ging allmählich die Sonne unter, auf den schönen Rasen senkte sich goldenes Licht. Immer noch fuhren ein paar Duzend Meter von unserem Hause die Granaten in den Park, so daß zuweilen ein feiner Erdregen über die Glaswände unseres Wintergartens rieselte. „Eigentlich ein recht seltsamer Schutz gegen Granaten, die großen Scheiben dieses hübschen Laubfroschkastens!“ sagte der kleine Nachrichtenleutnant bei einem besonders nahen Einschlag.

„Ja“, lächelte ich zurück, „es wird einem klar wie nie zuvor, das alte Sprichwort von dem Manne, der im Glashaus nicht mit Steinen werfen sollte!“

Wenige Meter von meinem Sessel lag im Freien das Goldfischbassin, die fetten Fische treidelten ob der Hitze mit runden Mäulern an der Oberfläche, um sich die mangelnde Luft mit kleinem Zuschuß von oben zu holen – bei jedem Einschlag in der Nähe aber schossen sie blitzhaft schon in die Tiefe, bevor das Zittern der Erde den Spiegel ihres Teiches noch mit kleinen Schauern überzog. Welch feines Gefühl diese Tiere doch haben, dachte ich verträumt, spüren anscheinend den Druck der Atmosphäre noch vor dem Aufprall . . .

Es ging immer noch nicht vorwärts, jetzt würde es bald dunkeln, damit der erste Tag verloren sein! Und unsere Panzer, weit vor den eigenen Linien, jetzt wohl schon gänzlich ohne Munition – wir bekamen förmlich Herzklopfen, wenn wir daran denken mußten, bekamen allmählich schwitzende Stirnen. Dazu nach solchem Siege, solch musterhaftem Durchbruch: Achtunddreißig Geschütze, elf Panzerkanonen, siebenhundert Gefangene . . .

Endlich hörten wir wieder den Wagen des Ib, gleich darauf eilte er auch schon herein, aber nicht wie sonst mit heiterem Gesicht. „Herr General, ich melde gehorsamst“, sagte er dann abgehackt, „Munitionsversorgung unserer Panzer im Augenblick unmöglich, da zur Zeit keinerlei Abwurfgeräte greifbar sind! Ich habe mangels Transportfallschirmen Versuche mit englischen Geschößkörben machen lassen, aber die Kartuschen wurden durch den Aufprall verbeult – diese beschädigten Granaten würden höchstens zu Klemmungen führen, was ich nicht verantworten zu können glaubte! Der Abwurf ist ohne weiteres möglich, da sie ja nur elektrisch zünden, aber der Aufschlag ist ohne Bremsung zu scharf!“

Der General schwieg lange, sah den Oberstleutnant an, blieb wieder am Gesicht des Majors hängen. „Also dann zurückrufen?“ fragte er endlich.

„Es bleibt nichts übrig, Herr General“, sagte der Oberstleutnant klar. „Ich werde sofort Funkpruch geben, hoffentlich erreiche ich sie gleich, in zwei Stunden ist es Nacht!“

„Es wird eines der tollsten Stücke, die unsere Panzer jemals geleistet!“ fügte der Major kopfschüttelnd hinzu. „Fast ohne Munition noch einmal durch den Feind, die ganze Wegandlinie diesmal von hinten niederwalzen . . .“

Die Befehle ergingen, wieder wurde es still. Wir sahen bewusst aneinander vorbei, es war fast wohltuend, daß es so dämmrig wurde, man die Augen nicht mehr genau sah. Diese Spannung wurde langsam quälend, wenn doch wenigstens als Ausgleich etwas von vorne käme, von diesem dreimal verfluchten Dorf St. Fusien . . . Noch eine drückende Stunde verging, endlich summte es wiederum auf, gleich darauf sagte der Oberstleutnant bestätigend in die Muschel: „Die Spitzen der Kradschützen sind in Fusien eingedrungen . . .“

Wir schnellten förmlich von unsern Stühlen, umringten den Tisch, redeten plötzlich alle aufeinander ein. Ein paar schüttelten

sich die Hände, andere lachten grundlos auf. Der Oberstleutnant hing ruhig wieder ein, sah die Jüngeren mit seinen stillen Augen begütigend an. Selbst der General war aufgestanden, warf einen Blick in den dämmernden Abend, sagte mit hörbarem Aufatmen: „Gerade noch vor Torreschluß, nun geht es morgen auch weiter! Jetzt fehlt uns nur noch eines: Daß unsere Panzer heil nach Hause kommen! Geben Sie übrigens gleich bekannt: Gefechtsstand morgen vormittag St. Fusien . . .“

Es ist beinahe ein Wunder zu nennen, dachte ich, daß er nicht jetzt noch hinauswill! Meist braust er doch sofort in die Dörfer, nachdem der erste unserer Division den Fuß dreinsetzte! Oh, wenn es nicht schon Nacht wäre, würde er auch sicher noch aufbrechen . . .

Endlich trat der lange Panzerleutnant vor ihn hin, der nebenamtlich den maitre d'hotel bei uns machte. „Vielleicht dürfte ich jetzt auch das Abendessen bringen lassen?“ fragte er in seiner weltmännisch verbindlichen Art.

„Sie haben recht!“ sagte der General, lachte dabei etwas. „Haben wir heute überhaupt schon mal gegessen – haha, erinnere – irgendwann einmal ein Stückchen Brot im Stehen!“

Wir schoben die Karten ein wenig zusammen, die Ordonnanzen deckten rasch behelfsmäßig, dann setzten wir uns zum Essen nieder. Es gab englischen Beutebacon, dazu frisches Brot von der Kolonne, zum Schluß kalifornische Früchte, ebenfalls aus englischen Proviantlagern. Wenn jetzt doch nur die Panzer . . . dachten wir fast bei jedem Bissen. Wir waren gerade fertig, zündeten schon die Zigaretten an, als sich draußen Unruhe erhob. Ein paar Stimmen riefen sich erregt etwas zu, man hörte deutlich wie nie zuvor, daß die Ordonnanzen aufsprangen, aller Hacken besonders scharf aneinanderknallten. Schon riß jemand die Tür auf – auf ihrer Schwelle stand – der Oberst unserer Panzer . . .

Er trat schnell auf den General zu, legte die Hand an die Mütze,



meldete mit ruhiger Stimme: „Panzerbrigade soeben zurückgekehrt – Rückmarsch fast ohne Verluste!“

Der General nahm mit stoßender Bewegung seine Rechte, schüttelte sie lange, legte ihm dann beide Hände auf die Schultern. „Und nun erzählen Sie . . .“ sagte er endlich mit einer Stimme, die vor Bewegung unklar war.

Der Oberst öffnete sein Kartenbrett, er tat auch das mit jenen eckigen Bewegungen, die für sein ganzes Wesen bezeichnend waren, legte es aufgeschlagen vor sich auf den Tisch. Ich wandte kein Auge von seiner drahtigen Gestalt, er war mir immer als einer unserer besten Offiziere erschienen, sicherlich verfügte keine andere Armee der Welt über solche Männer! Die schwarze Panzeruniform umschloß seine beinahe kleine Gestalt fast ohne Falte, sein scharf modelliertes Gesicht schien keiner Gemütsbewegung fähig zu sein, dennoch wußten wir alle, daß er mit rührender Vaterliebe an seinem jüngsten Sohn gehangen, der erst vor wenigen Tagen ebenfalls als Panzerführer gefallen war . . .

Was er berichtete, ließ nichts von dem erahnen, was er geleistet – es fielen ein paar Ortsnamen, ein paar Kilometerzahlen, ein paar Fachausdrücke. Daß seine Panzer den ganzen Tag gegen Artillerie gekämpft, daß sie dabei zwölf Stunden in der glühenden Sonne gestanden, daß alle Panzer schließlich nur mehr jeder eine Granate gehabt, das lag eigentlich mehr in seinen Gesten, als daß er darüber wirklich Worte machte. Und daß sie ihre Verwundeten nicht mal in ein Dorf hatten bringen können, da alle noch vom Feinde schwer verbarrikadiert, alle noch mit Maschinengewehren gespickt waren, daß es nicht einmal einen Tropfen Wasser für die Verwundeten gegeben, das konnte man aus allem nur erraten, wenn man sein Wesen genau kannte. Und daß viele der zerstörten Batterien wieder aufgelebt waren, als sie endlich wieder umgedreht hatten, ihre schwere Arbeit damit von vorne begann – auch das kam nur in jenen sachlichen Worten zum

Ausdruck, die bei einer längeren militärischen Meldung üblich sind . . .

Der Oberst hatte kaum geendet, als er sein Kartenbrett schon wieder zuklappte, sich mit eckiger Neckung aufrichtete, damit ohne Worte um Entlassung bat. Der General begleitete ihn bis zur Tür, sagte zum Abschied nur dies: „Wenn es morgen weiter vorwärts geht, wenn der Durchbruch überhaupt gelingt, so hat die Division es Ihnen zu verdanken – Sie haben den Panzerschreck so tief in die Linien getragen, daß sie für einige Tage unheilbar erschüttert sind, einem unnachgiebigem Ansturm nur mehr begrenzt standhalten!“

Das heißt das Ritterkreuz! dachte ich bei diesen Worten.

Eine Stunde später, nach kurzer Vorbereitungsarbeit für morgen, gingen wir schlafen. Das Artillerief Feuer war fast ganz abgeflaut – hatten wir auch das dem Oberst zu danken? Achtunddreißig Geschütze vernichtet, das schenkte manchem eine ruhige Nacht . . . Ich trat noch einmal ans Fenster, zuweilen wehte etwas Kleingewehrfeuer herüber, zuweilen blitzten auch am Horizont noch schwere Abschüsse auf, aber sie galten jetzt anscheinend einem anderen Stadtteil. Irgendwo in der Ferne brannte es auch, das waren wahrscheinlich die Höhen von Fusien. Ob der endgültige Durchbruch wohl morgen gelingt, war mein letzter Gedanke, bevor mich die Müdigkeit in völliges Vergessen senkte . . .

Am Morgen des 6. Juni fuhren unsere Fahrzeuge gleich nach dem Frühstück vor, der General bestieg mit dem Oberstleutnant den Achtradpanzer, ich heftete mich mit dem Ordonnanzoffizier im großen Kübel an ihre Fersen. Bei allen herrschte eine erhebende Vormarschstimmung, in drei Kolonnen brauste es auf der Straße St. Fusien zu, ein fast unverständlicher Leichtsin in Hinsicht auf die französischen Flieger, aber konnte man demgegenüber nicht auch mit gleichem Rechte geltend machen, daß es in höchster Schnelligkeit soviel als möglich in die erste Lücke zu werfen galt?

Noch waren es lauter motorisierte Truppen, die wir auf unserer morgendlichen Vorfahrt überholten, für die wartende Infanterie war noch kein Platz, für sie hatte die Stunde noch immer nicht geschlagen.

Auf der Mitte des Weges überholten wir unsere Aufklärungsabteilung, lachend standen die Offiziere in den Türmen ihrer mächtigen Panzerspähwagen, die Lust des großen Abenteuers sprang ihnen sichtlich aus den blanken Augen. Ich sah jedem von ihnen scharf ins Gesicht, auch von ihnen kannte ich eine ganze Reihe – da überholten wir auch schon jenen meiner jungen Freunde, der in der ganzen Division als draufgängerischster Spähtruppführer galt! Es war keineswegs nur leerer Zufall, daß ich mich diesen Jungens besonders verbunden fühlte, taten sie doch in diesem Kriege das, was ich als Kavallerist im vorigen getan: Ihr Leben war die Patrouille, das Schweifen hinter den Linien, tief in fremdem Feindland – sie waren die Reiterleute der motorisierten Truppen, die alles für sie wagenden Aufklärungskavalleristen! Ich wandte mich noch einmal, als wir schon fast vorüber waren – da erkannte er auch mich, winkte fröhlich aus seinem Turm herüber! Dabei hatten sie ihm erst kürzlich seinen Spähwagen wieder so zusammengeschoffen, daß er die eigenen Linien nur durch eine zehnstündige nächtliche Fußwanderung erreichen konnte . . .

Kurz vor dem Beginn der bergansteigenden Serpentinien gab es eine Stockung, kurz entschlossen winkte der General nach links hinaus, schon senkte sich der Achtradpanzer in den Graben, schnitt mit heulenden Motoren in die weichen Ackerflächen. Die Leute der Kolonnen wandten neugierig die Köpfe, machten sich auch wohl gegenseitig auf das Fahrzeug aufmerksam, das konnte doch niemand anders als ihr jugendlicher General sein, war er denn nicht in aller Welt dafür bekannt, daß es bei einer Gefechtsvorfahrt keinerlei Hindernisse für ihn gab, daß er auch als Divisionskommandeur nicht anders nach vorne brauste, wie er es einst als Führer seines

Reiterregiments getan? Unser Fahrer, der tüchtige Unteroffizier, zögerte keinen Augenblick, ihm mit dem Kübel nachzustürzen, wir klammerten uns einen Atemzug an unsere Sitze, dann mahlte auch unser Wagen schon brummend durch den Acker. Vormarsch, Vormarsch! brummte der Motor – Vormarsch, Vormarsch! lachten die Soldaten . . .

Nach einer Weile schoben wir uns wieder in die Serpentine, jetzt zu Beginn der langen Höhe sah man erst, welch ein kaum erstürmbarer Punkt dies St. Fusien war: Mit einem Schlage war uns die lange Zeit erklärlich, die unser Sturm auf dieses Bergnest erfordert hatte . . . An den Seiten der gewundenen Straße lagen immer mehr Tote, wer hätte sie auch in der kurzen Zeit begraben sollen? Einmal lag mitten in der Fahrbahn ein schwerer Blindgänger, irgend jemand hatte einen kleinen Holzbock darübergestellt, auf einen draufgenagelten Pappdeckel „Blindgänger“ geschrieben. Die Häuser waren fast alle irgendwie angekratzt, nur selten wiesen sie noch Dachziegel auf, manche waren auch gänzlich zu Schutt zerfallen.

Wir hielten vor einem großen Gutshaus, das ein kleines Schloß zu sein schien. Vor seinem Eingang standen in großen Kübeln zwei Palmen, die dem ganzen einen fast südländischen Ausdruck gaben. Wir sprangen händereibend herab, begaben uns sofort an die Arbeit: „Hier kommt also das Ia-Geschäftszimmer hinein, dort nebenan kann sich der Telephonoffizier etablieren!“ gab der General nach schnellem Rundgang an, setzte sich sofort zu neuer Arbeit nieder. Ich ging alsbald nach rückwärts in den Garten hinaus, stieß dort auf unsern wohlbeleibten Nachrichtenmajor, eine in der ganzen Armee bekannte Koryphäe auf seinem Gebiet, der gerade mit zwei französischen Maschinengewehren vom Dachboden herunterkam. „Endlich fand ich das, was ich schon lange suchte!“ sagte er strahlend. „Die lasse ich mir auf meinen großen Wagen montieren, dann fahren wir vergnügt zum Teufel selber auf Besuch!“

Im Parke lagen noch manche Haufen weggeworfener Waffen, dann wieder Uniformstücke, in denen unsere Soldaten schon suchend herumstocherten. Rechts wie links des Rasenrondells standen zwei fette Bananenstauden, sie wirkten hier noch fremdländischer als die großen Palmen. Vielleicht war es ein ehemaliger Kolonialoffizier, der sich auf diesem Schloßgut zur Ruhe gesetzt? In der Mitte des Rondells stand eine herrliche Tanne, sie mußte auch ausländischen, wahrscheinlich kaukasischen Ursprungs sein, unter ihr hatte der Ic-Offizier sein Büro aufgeschlagen. Ein breiter Klapptisch war dort säuberlich aufgestellt, auf ihm klapperten bereits die Maschinen seiner Schreiber, rechts davon im Grase stand die eiserne Geheimkiste – um alles aber wogte der warme Duft des nahen Parkwalds, es sah das alles kaum nach einem Krieg, viel eher nach einem fröhlichen Manöver aus. Ich rief ihm ein paar aufgeräumte Worte zu, warf mich ein paar Schritte weiter ins schattige Gras, es war jetzt die beste Gelegenheit zu einer kleinen Ausrast, bis nach vollendetem Aufbau die ersten Meldungen hereinkamen. Ich hörte noch ein paar Abschüsse unserer Artillerie, die sich inzwischen anscheinend ganz in unserer Nähe aufgebaut hatte, sah noch einmal lächelnd das bunte Treiben unserer Stabssoldaten, die fleißig von ihrem summenden Elektrowagen aus an ihrer Funkstelle bauten, versank mit einem Male wider Willen in einen tiefen Sommermittagschlaf...

Wie lange ich geschlafen hatte, ist mir später niemals klar geworden – ich erwachte jedenfalls durch einen Donner, als ob man neben mir ein Geschütz abfeuerte. Halb schlaftrunken dachte ich noch ärgerlich, daß unsere Artillerie wohl direkt in unserem Parke aufgefahren sei, vielleicht in knapper Bahn über mich hinwegschieße – als schon ein zweiter Knall so neben meinem Ohr zerplachte, daß es mir förmlich den müden Kopf zur Seite riß. Ich fuhr empor, sah mich erschrocken um: Im ganzen Parke war kein einziger Soldat mehr zu sehen, auf dem breiten Tisch des Nach-

richtenoffiziers standen einsam die Schreibmaschinen, das ganze Parkrundell mit allen aufgefahrenen Fahrzeugen war wie ausgestorben . . . Ich stützte mich auf, blickte zum Haus hinüber – unter der letzten Tanne lagen sie, lag unser fleißiger Ic=Offizier, lagen unsere ganzen Schreiber – alles drückte sich schutzsuchend an die gute Erde, wartete mit gespitzten Ohren auf den nächsten Einschlag. Ich spannte mich zu einem langen Sprung, war im nächsten Augenblick bei ihnen, warf mich schweratmend neben sie.

„Wo kommen Sie denn her?“ fragte der Hauptmann erstaunt.

„Geradenwegs aus dem Himmel“, sagte ich verstört, „ich schlief nämlich im Grase . . .“

„Die ganze Zeit? Es schießt doch schon, kaum daß wir eingerichtet waren?“

„Ich hielt es im Schlafe für eigene Artillerie, schade, daß ich es schließlich doch noch merkte . . .“

„Ja“, lachte er, „Sie wären sonst auf schönste Weise über diese Zeit hinweggekommen, in wachem Zustand wirkt sie jedenfalls viel weniger nett . . .“

Schon heulte es von neuem über uns hinweg, schlug jetzt schon mitten auf dem Rundell ein. Die Erde flog uns klatschend in die Gesichter, ein scharfer Schwefeldampf wölkte auf uns zu. Wenn ich doch wenigstens meinen Stahlhelm hätte!“ murmelte der Hauptmann wie für sich.

„Für mich ist es jedenfalls tröstlicher, wenn Sie auch keinen haben, verzeihen Sie diesen Egoismus!“ sagte ich lächelnd.

Wieder kam eine Granate heran, nach der Explosion schrie es irgendwo. „Wir ziehen uns besser ins Schloß zurück“, meinte unser Stabsquartieroffizier, ein alter Haudegen aus dem Weltkrieg, „in drei Sprüngen können wir drüben sein . . .“

Wir warteten den nächsten Schuß noch ab, dann sprangen wir mit eingezogenem Kopf hinüber. Die Gänge des Schloßgebäudes waren so voll gepfercht, daß wir kaum mehr hineingelangten, uns

erst mit Mühe durch unseren ganzen Stabstrupp drängen mußten. Noch lachten alle, machte mancher Scherze. Im Geschäftszimmer selbst herrschte eine Atmosphäre, als ob man dort überhaupt noch keinen scharfen Schuß gehört hätte. Da dorthin inzwischen auch die Meldung gegeben war, daß die Schützen das nächste Dorf namens Sains bereits genommen, wurde der Feuerüberfall sogar in spöttischer Weise negiert. Zudem trat mit dem Verhalten der letzten Lage der lange Panzerleutnant ein, meldete mit der Miene eines Hoteldirektors, daß im Garten draußen bereits schönstens serviert sei. „Gehen wir also hinaus!“ sagte der General sogleich.

Es war sogar auf die vornehmste Weise serviert, nahe den Gewächshäusern vor einer urwaldhaften Tanne stand ein weißgedeckter Rundtisch, um ihn herum die genaue Zahl der notwendigen Sessel. Die Ordonnanzen strahlten uns beifallheischend an – hatten sie das nicht wieder einmal ausgezeichnet organisiert? Wir setzten uns wie üblich, langten gleich tüchtig zu, es gab Rührei mit Bacon, unsere Beute schien unerschöpflich. Wir hatten aber kaum den ersten Bissen im Munde, als ein feindlicher Flieger über uns hinwegzog, er mußte unsern weißgedeckten Tisch deutlich erkennen. „Wir wollen uns doch lieber auf einige Minuten zurückziehen“, sagte der Adjutant, „er könnte uns allzu leicht mitten in den Suppentopf werfen!“ Wir standen also auf, schlugen uns in die Büsche, sahen angespannt nach oben. „Vielleicht wäre es für solche Mittagsmahle im Freien ganz angebracht, sogenannte Tarntischtücher, nämlich solche von wiesengrüner Farbe zu requirieren?“ schlug ich vor. Dieser Vorschlag fand lachende Zustimmung, der lange Leutnant notierte es sofort, es würde baldigst besorgt werden.

Der Flieger verschwand ohne Abwurf, wir kehrten eilig an den Tisch zurück. Aber kaum war der Löffel erneut zum Mund geführt, als wieder jenes peinliche Heulen heranzog, das wir vor kurzem

erst bei der Tanne des Ic so eindrucklich gehört. „Das gilt unserm Mittagstisch!“ sagte der Ordonnanzoffizier, ergriff seinen Teller, ging sofort in Deckung. Sogar der General erhob sich dieses Mal, ging die paar Schritte zur großen Tanne, ließ sich langsam an ihrem Fuße nieder. „Ich werde diese Zeit als Siesta ausnützen“, meinte er gleichmütig, „sie ist mir dann am wenigsten verloren . . .“

Wieder heulte eine Granate heran, schlug scharf neben unserm Funkwagen ein. Jetzt griffen alle nach ihren Tellern, liefen mit ihnen dem nahen Heizungskeller zu, der wie ein kleiner Bunker inmitten der Treibhäuser lag. „Ich empfinde es wirklich als gehässig“, murmelte der lange Panzerleutnant, „mein so schön geplantes Mittagsmahl derart . . .“ „Übrigens ist dieser klägliche Keller die dümmste Zuflucht“, stellte der Ordonnanzoffizier mit seiner bekannten Kühle fest, „ein Volltreffer begräbt uns hier alle mit Sicherheit . . .“ „Eine Feststellung“, meinte ein anderer, „die den Reiz wesentlich erhöht, den dieser Aufenthalt an sich bietet . . .“

Bald aber war auch dieser Feuerüberfall zu Ende, begab sich alles wieder ins Schloß zur Arbeit. Das Regiment Großdeutschland war inzwischen auf Estrée angesetzt, man erwartete in Kürze den Fall dieses dritten Dorfes. Während darüber noch gesprochen wurde, brach der dritte Feuerüberfall auf uns herein. Es kam diesmal wider Erwarten in vollen Lagen heran, kreperte mit zerreißen-dem Schmettern links des Hauses, warf vor den Fenstern rechts mannshohe Erdfontänen auf, ließ das ganze Schloß bis in den Grund erzittern. Unser Gespräch brach plötzlich ab, die nächste Lage mußte ins Schloß selber gehen, uns unter seinem müden Mauerwerk begraben. Die jungen Offiziere blickten unwillkürlich zu den alten Weltkriegsleuten auf, wie verhält man sich in solchen Lagen, stand ungewollt in ihren jählings etwas unnatürlich blickenden Augen. Ihr kennt doch solche Sachen wie eure Taschen, sagten diese Blicke, lebtet einst doch jahrelang in solchem Zustand? Die Spannung wuchs zu einem unheimlichen Druck, sollten wir nicht



doch besser das Haus fluchtartig räumen? Schon begannen einzelne nervös zu werden, mit schnellen Augen die Tür zu suchen . . . In diese Stille sagte plötzlich der General, sagte er mit jener spöttischen Ironie, die er in solchen Situationen immer fand: „Ich kann mich der Empfindung doch nicht erwehren, als ob die bösen Menschen uns hier totschießen wollten . . .“

Mit diesem Wort war alles wiederum beim alten, wäre es wohl auch trotz des Feuers weiter geblieben, im nächsten Augenblick aber stürzte unser Nachrichtenmajor erregt herein. „Herr General“, meldete er atemlos, „Volltreffer in meinen Lastwagen, fünf Schritte draußen vorm Tor! Ein Mann tot, viele schwerverwundet, ich bitte um das Eiserne Kreuz für meinen Unteroffizier, er hat unter Nichtachtung des Feuers die Leute sofort verbunden, auch nicht einen Augenblick den Kopf verloren!“

Der General wollte ihm gerade in seiner gütigen Weise antworten, als wir von links knatterndes Maschinengewehrfeuer hörten, aus dem deutlich einige Kanonenschüsse herausklangen. Gleich darauf erhob sich draußen wildes Lärmen, einzelne Leute kamen mit weiten Sprüngen über die Straße, einer von ihnen aber schrie mit weißem Gesicht: „Die Franzosen kommen – Panzerdurchbruch von links . . .“ Wie das knatterte, fast ununterbrochen rollte es, kam dabei anscheinend immer näher . . .

Wir sprangen auf, alles rief durcheinander. „Was sollen wir dagegen tun, nicht einmal Gewehre haben wir . . .?“ Da sagte der Oberstleutnant mit einer Lautstärke, die wir bisher noch nicht von ihm gehört: „Einen Moment Ruhe . . .“ Es wurde jählings still, alles sah zu ihm hinüber. Er aber sagte nichts weiter, sah nur lauschend vor sich hin – mit allen Sinnen horchend, wie man deutlich erkannte. „Welch ein Unsinn!“ sagte er schließlich mit einem Klange, der eine gewisse Verächtlichkeit nicht verbar. „Das Schießen ist nichts anderes als ein Munitionswagen, dessen Patronen unter einem Volltreffer ausbrennen . . .“ Er machte eine

kleine Pause, erhob sich langsam von seiner Karte. „Ich möchte aber doch jetzt raten, unseren Gefechtsstand zu verlegen, da eine ruhige Arbeit hier unmöglich ist . . .“

„Aber wohin denn, mein Bester?“ sagte der General. „Hinter dem Park kommt gleich das freie Feld, nach unserem Fliegerbesuch heute mittag jedoch . . .“

Da trat der Ordonnanzoffizier vor, sagte mit jener Ruhe, für die er überall bekannt war: „Ich werde sogleich gehen, einmal Umschau halten, bin in fünf Minuten zurück!“

In diesen fünf Minuten gab es noch zwei Tote im Park, unterbrochen zwitscherten die Splitter um uns herum. Schließlich aber war auch diese Wartezeit zu Ende, erschien der Hauptmann wieder, sagte mit dem gleichgültigsten Gesichtsausdruck: „Am Westrand geht der Park in ein Wäldchen über, es ist zwar nur hundert Meter tief, aber immerhin fünfhundert Meter von hier entfernt!“

Wieder heulte eine Lage heran, riß einen Schwarm Dachziegel herab.

„Sollen wir wirklich – was meinen Sie?“ fragte der General. Er tat immer noch, als lohne es sich doch nicht recht, wegen des bißchen Feuers die Unbequemlichkeit eines Umzugs . . .

„Ich meine doch, Herr General!“ sagte der Oberstleutnant.

Da wandte er sich endlich um, griff nach seiner Mütze. „Ich folge erst nach, wenn die Meldung kommt, daß die neue Leitung läuft!“ rief ihm der Oberstleutnant nach.

Ich begab mich an die Seite des Generals, so traten wir als erste ins Freie. Der schöne Park war nicht mehr wiederzuerkennen, die fettblättrigen Bananenstauden lagen zerfleckert umher, auf dem Grase häuften sich überall armdicke Äste, aus den schönen Rabatten bleckten uns klaffende Trichter an, die in der Tiefe zackige Felsenbrüche zeigten. Obwohl das Feuer noch immer anhielt, ging der General, als ob er einen Spaziergang machte: Ohne den Kopf

nur einmal einzuziehen, in beinahe amüsanter Unterhaltung, schritt er neben mir dahin. Die anderen haben es leichter, dachte ich unwillkürlich, sie können in Sprüngen die Richtung nehmen . . . Aber war er nicht gerade deswegen so schön, dieser Gang an seiner Seite, wurde er nicht gerade deswegen so unvergeßlich . . . ?

Als wir im Wäldchen angekommen waren, zeigte es sich, daß es voller französischer Schützenlöcher war. Es waren keine manns-tiefen Gräben, nur lange Löcher, die gerade ausreichten, um ausgestreckt darin zu verschwinden. Der General sah diese Löcher lächelnd an, sagte schließlich in seiner ironischen Art: „Sie sind noch warm von ihren Vorbesitzern, wirken im übrigen wie vorbereitete Gräber – wenn das liebe Feuer so weitergeht, werden wir unsern Bestattern nicht viel Arbeit machen!“

Wir setzten uns also auf unsere „Gräber“, zündeten uns nachdenklich eine Zigarette an. Gleich nach uns kam der Nachrichtenmajor, kamen die Telephonisten, um die neue Leitung herüber zu legen. Die Ordonnanzen schlichen heran, um den Kartentisch aufzustellen – wenige Minuten später klappte die erste Verbindung, war die ganze Unterbrechung überwunden. Eine Weile warteten wir geduldig, endlich aber sagte der General: „Wo bleibt denn unser Oberstleutnant, er wird doch nicht im letzten Moment . . . ?“ Wir warteten fast eine halbe Stunde, endlich aber schickte der General den kleinen Nachrichtenleutnant ab, um einmal nach seinem Verbleib zu fahnden. Sie kamen auch viel später miteinander zurück, der Oberstleutnant verlor kein Wort über sein langes Fernsein, lobte statt dessen höflich unseren neuen Stand, setzte sich sofort wieder an die Arbeit.

Ich ging ein wenig zur Seite, trat zum Nachrichtenleutnant. „Wo steckte er denn so lange – wir haben schon Ängste gehabt!“

„Wo er steckte?“ antwortete er empört. „Es ist nicht zu glauben, auf dem höchsten Dachboden steckte er, vor der alten Schloßbibliothek! Als ich ihn endlich gefunden hatte, meinte er nur, völlig in

sich versponnen, im Heulen der Granaten kaum verständlich: Ich habe hier eine entzückende Erstausgabe von Voltaire gefunden, nach der ich schon Jahre bei den Buchhändlern gesucht . . ." Er konnte sich nur schwer wieder beruhigen, der kleine Leutnant, so erregt hatte auch ihn die Sorge gemacht. „Und bis ich ihn von den Büchern weggelotst hatte, Sie können es sich nicht vorstellen, verging nochmals eine derartige Zeit, daß ich in ihr noch dreimal starb . . ."

Allmählich kam der Nachmittag heran, es stellte sich aber bald heraus, daß wir hier nicht viel besser untergekommen waren. Mindestens zweimal in jeder Stunde mußten wir in unsere Löcher, bis die Äste ringsum aus der Höhe niedergeprasselt waren, eine neue Pause zwischen den immer wütenderen Überfällen eintrat. Mein Erdloch lag äußerst günstig zwischen zwei mächtigen Tannenfüßen, leider aber stachen von allen Seiten die abgehauenen Wurzeln in seine Höhle, zudem war seine Sohle mit Duzenden von Maikäfern bedeckt. In den Wänden, dicht vor meinen Augen, waren viele Wurmlöcher – alle Augenblicke schob sich einer heraus, schlug mit seinem Kopfe tastend umher, um sich blickschnell wieder zurückzuziehen. Ein strenger Duft stieg aus der braunen Erde, er hatte im Grunde nichts von Verwesung an sich, dennoch mußte man ungewollt, so tief in ihrem Schoße, so fühlbar nah von ihr umgeben, immer wieder an diesen Prozeß des Vergehens denken, dem man hier schließlich in doppeltem Sinne nahe war. Demgegenüber war der Blick steil auf wundersam beruhigend, nahe am Stamm sah man nur das Gewirr moosiger Äste, in ihnen die ganze märchenhafte Welt des Vogellebens – zwischen den Bäumen aber ein Stückchen blauen Sommerhimmel, aus dem unablässig seltsame Geräusche auf mich herniederdrangen, über die ich mir erst nach einer Weile klar wurde.

Dies rauschende Gurgeln konnte nur von den Feindgranaten kommen, die in flachen Bögen unablässig über uns hinwegglitten,

das hohe Singen aber, das jenem Rauschen entgegenzog, das konnten nur die Granaten unserer eigenen Artillerie sein, die dicht hinter uns in steilen Kurven zum Feind hinüberflogen. Ich spähte eine Weile angestrengt hinauf, bis mir kein Zweifel mehr blieb: Ich sah die feindlichen Granaten mit bloßen Augen, fast langsam rauschten sie über uns hinweg, sich mit stets wechselndem Gurgeln durch die Lüfte bohrend, während die unseren, dem Auge nicht sichtbar, sich mit ihnen in einem hohen Tone singend kreuzten, bevor sie irgendwo im Fernen ebenso rauschend niedergingen, uns hoffentlich auf diese Weise bald Ruhe bringend. Es hatte sich also ein richtiges Artillerieduell entwickelt, unter dessen Scheitelpunkt unser Gefechtsstand lag – jeder Kurzgänger mußte auf uns herunterkommen, was bis zum Abend denn auch oft genug geschah. Schließlich rief der Ordonnanzoffizier unsern Artilleriekommandeur an, sagte ihm nicht ohne Spott, daß sein großer Ruf von Calais auf dem Spiele stünde, wenn es ihm nicht bald gelänge, uns die feindliche Artillerie vom Leibe zu bringen. Der gute Artillerieoberstleutnant tat hundert Schwüre durchs Telephon, bald darauf wurde es tatsächlich still, aber eine halbe Stunde später ging es trotzdem von neuem an, es hatte also lediglich ein merkwürdiger Zufall gespielt.

In diesem Zustand wurde es Abend, einmal schlief ich sogar in meinem Loche ein, wachte aber mit einem Mund voll Erde auf, bald darauf wurde noch das Dorf Estrée genommen, mehr war jedoch an diesem Tage nicht zu erzwingen. In der Dämmerung verlief sich ein junger Panzeroffizier zu uns, der bei dem großen Durchbruch seinen Panzer verloren, erst jetzt zu Fuß die eigenen Linien wieder erreicht hatte. Wir gaben ihm sofort einen Kognak, setzten ihn in einen Lehnstuhl – sein Gesicht war irgendwie ausgezogen, seine Augen hatten einen kranken Glanz. „Die Panzer zwölf Stunden in der Sonne“, sagte er ein paarmal nacheinander, „fast sechzig Grad Hitze darin, dabei keinen Tropfen Getränk

mehr . . . Und hinaus konnte auch niemand, als ob jemand Erbsen warf, schossen sie gegen unsere Kästen . . .“

In der Dämmerung kam unser freundlicher Oberfeldarzt, dem General den Eingang auf dem Hauptverbandplatz zu melden. Als er damit fertig war, sah er sich verwundert um. Für den General wurde gerade das Zelt aufgestellt, der Boden mit einem schönen Ballen frischen Strohes ausgepolstert. „Und wo schlafen die übrigen?“ fragte er schließlich. „In ihren Gräbern!“ sagte ich lächelnd. „Ich schicke Ihnen einen Sanitätskraftwagen heraus, Sie müssen bei dieser Situation doch einen bei sich haben!“ meinte er liebenswürdig. „Darin können Sie mit noch einem Herrn bestens schlafen, denn es wird gegen Morgen vom Tau doch meist recht naß . . .“

Wir aßen noch im Dämmerlicht zu Abend, dann zog sich der General ins Zelt zurück, es gab gerade Platz für ihn mit seinem Adjutanten. Wir waren alle rechtschaffen müde von diesem Tag, kam es vom Feuer, hatte es unsere Nerven doch unmerklich verbraucht? Als wir schon unsere Löcher richteten, kam wie versprochen der Sanka angefahren. „Darf ich Ihnen einen Platz anbieten?“ fragte ich den Oberstleutnant. „Es sind zwei Bahren drin, soviel ich festgestellt habe . . .“ Der Oberstleutnant nahm gern an, so krochen wir denn in den Wagen, es war nicht gerade bequem, aber wenigstens völlig trocken. Ob ich in diesem Kriege wohl noch einmal in einem solchen Wagen fahren, wohl noch einmal nicht nur zum Schlafen auf einer solchen Bahre liegen werde? dachte ich ein wenig melancholisch vor mich hin, dann nahm mich der Schlaf hinweg.

Trotz aller Müdigkeit schlief ich nicht bis zum Morgen, wachte ich während der Nacht wohl viermal auf. Das erstemal weckte mich ein feines Singen, das dem hohen Summen kleiner Moskito's glich, wie es einem bei südlichen Reisen manchmal in den Ohren feilt, gleich darauf drang schon bleiches Licht durch meine Lider –

eine feindliche Fliegerstaffel mußte über uns hinwegziehen, die wohl soeben eine ihrer Leuchtbomben abgeworfen hatte, um in deren bleichem Schein das Ziel zu finden, das sie im Tageslicht nicht anzugreifen wagten. Ich richtete mich ein wenig auf, konnte so durch das kleine Fenster blicken, das in der Nähe meines Kopfes die Wagenwand teilte: Der nächtliche Wald bot im bleichen Magnesiumlicht einen gespenstischen Anblick, bläulichweiß schimmerte durch die Äste das Zelt des Generals herüber, wie unwirkliche Schemen lagen überall die Gestalten der schlafenden Soldaten umher, vielfach wie Tote vom Kopf bis zu den Füßen in ihre Decken eingerollt. Dicht neben unserm Wagen, wie in unfertige Gräber versenkt, erkannte ich unsere jüngeren Offiziere, sie hatten sich meist in ihre schweren Fahrermäntel gehüllt, sahen jetzt mit weitgeöffneten Augen in den Himmel.

Das feine Singen wurde immer stärker, jetzt mußten die Flieger über uns sein, gleich mußten ihre Bomben herniederheulen. Ich konnte bei dieser Gespensterhelle deutlich sehen, wie der eine oder andere sich tiefer in sein Grab drückte – dann heulte es auch schon schauerlich durch den Wald, schlug gleich darauf mit fürchterlichem Schmettern irgendwo ein. Unser Sanitätswagen hüpfte förmlich ein Stückchen in die Luft, gleichsam als mache er einen winzigen Sprung auf der Stelle, es war aber wohl nur die Prallheit der Reifen, die das Erzittern der Erde wie durch eine Federung weitergab. Noch einmal sprang er, noch ein drittes Mal – dann wurde das Singen dünner, dann war die Staffel über uns hinweg. Das bleiche Licht verlosch, die Schemen wurden langsam unkenntlich, das bläuliche Zelt des Generals verschwand, die Schlafenden in ihren Gräbern versanken, mitleidig senkte sich das Dunkel der Nacht wieder auf alles herab . . .

Ich schlief von neuem ein, ein dankbares Lächeln auf den Lippen, wurde aber bald wieder geweckt. Was war denn das jetzt – was sich im Wald begab? Was rief dort jemand immer wieder,

was klang gleich drauf mit schauerlicher Dumpfheit von Mund zu Mund, gleich einem hundertfachen Echo vom nächtlichen Walde selbst zurückgeworfen: „Gas . . . Gas . . . Gas . . .“ Ich hatte es gerade klar verstanden, wollte eben über mir den Oberstleutnant wecken, als er sich über mir auf der Bahre schon ruckhaft aufrichtete. „Zum Donner nochmal!“ schimpfte er erregt. „Fangen sie auch noch mit diesem Blödsinn an, wahrscheinlich zieht irgendwo im Tal Nebel herauf . . .“ Dennoch kletterte er herunter, stieß kräftig die Wagentür auf. „Wer hat hier Gas gerufen?“ schrie er zornig hinaus.

„Es kam von den Posten herüber!“ sagte jemand hörbar Kleinfant laut.

„Haben Sie Ihre Gasmaske bei sich?“ fragte der Oberstleutnant zu mir herein.

„Nein“, sagte ich, „sie hängt am Kübel, neben der Thren am Rücksiß.“

„Ich werde das mal erkunden, sie dann sicherheitsshalber mitbringen!“ sagte er mit hörbarem Grollen, während seine Schritte sich entfernten.

Nur nicht das! dachte ich beklommen. Dieser ganze Krieg ist von einer Sauberkeit wie nie zuvor – solange es dieses Teufelszeug nicht gibt! Aber es ist natürlich Unsinn, der Oberstleutnant hat ganz recht – wie sollten die Franzosen so kurzsichtig sein, jetzt noch leichtsinnig damit anzufangen . . . Als der Oberstleutnant zurückkam, stellte es sich tatsächlich so heraus: Ein paar Posten waren durch heraufziehende Nebelschwaden nervös geworden, die durch die nahen Bombenexplosionen einen eigentümlichen Geruch hatten . . . Er stellte unsere Gasmasken ärgerlich auf die Sitzbank, kletterte immer noch vor sich hingrollend wieder in seine Bahre. „Bin nur neugierig“, sagte er zuletzt, „was man heute nacht noch erfinden wird, uns um unsere sauer verdiente Ruhe zu bringen . . .“

Ich kletterte schon gegen fünf Uhr wieder ins Freie, der größte



Teil der im Walde Liegenden schlief noch ruhig, in langer Reihe lagen unsere Kradmelder zwischen ihren Rädern, aus ihren Wagen kletterten gerade mit steifen Bewegungen unsere Ordonnanzen. Mein braver Gefreiter kam gleich mit einer Waschschüssel heran, wie wohl das kühle Wasser nach dieser Nacht des schlechten Schlafes tat!

Ich ging nachdenklich an unseren Arbeitstisch zurück, links erhob sich aus seiner Grube der Ordonnanzoffizier, rechts schälte sich aus seinem schweren Fahrermantel der Nachrichtenleutnant, beide vom Morgentau wie von einem feinen Regen überrieselt. Im Tor des Zeltes erschien auch schon der General, ein paar Strohhalme im Haar, im übrigen so gut gelaunt, als hätte er im schönsten Schloß geschlafen. Eine halbe Stunde später saß alles wieder am Kartentisch, schwirrten von neuem jene Namen durch das Telephon, die uns nun schon den dritten Tag nicht lassen wollten. Als erste Frucht dieses Tages fiel das Dorf Grattepanche in unsere Hände, nun trat die gesamte Infanterie zum Angriff auf Effertaux an. „Wir sollten es heute noch schaffen, um noch Atem für die Verfolgung zu haben!“ sagte unser General.

Kurz vor Mittag kamen unsere Kradschützen mit zwei Gefangenen heran, zwei staubigen Motormeldern, die einen ausgesprochen männlich intelligenten Eindruck machten. Da irgendein Wort von Überläufern gefallen war, begann unsere Vernehmung mit einer diesbezüglichen Frage. Wie sie sich gegen diese Vermutung aufbäumten, wie sie uns mit einer wilden Entschiedenheit bewiesen, daß man sie sinnloserweise mitten in unsere Truppen geschickt – es waren ein paar brave Soldaten, wie wir sie nicht besser hatten, anständig bis zum letzten Augenblick. Nur als man sie abführen wollte, verloren sie einen Atemzug lang ihre Haltung, begannen ihre Lippen zu flattern, lief Totenblässe über ihre ordentlichen Gesichter, sahen sich beide mit einem Ausdruck in die Augen, der für jeden Tieferblickenden etwas Erschütterndes hatte. „Was

ist denn mit euch“, fragte ich verwundert, „warum zittert ihr plötzlich?“

„O mein Offizier“, sagte der Ältere da, „wir wissen es doch gut, jetzt wird man uns beiseite führen, um uns hinterrücks zu erschießen!“

„Welch ein Unsinn!“ fuhr ich auf. „Ich versichere euch, noch niemals ist ein Gefangener . . .“

Sie schüttelten verzweifelt die Köpfe, als ob sie das doch besser wüßten, sagten dann beide in tiefer Traurigkeit: „Unser Major sagte erst gestern abend noch, bevor er uns auf unsere Meldefahrt schickte . . . wehrt euch bis zur letzten Patrone, die Deutschen erschießen alle Gefangenen!“

Ich fand einen Augenblick keine Antwort, wie häßlich ist plötzlich jeder Krieg, wenn man im Gegner auf solche Haltung stößt! Das also war ihre ausgeklügelte Methode, ein an sich müdes Volk zu zwingen, sich noch einmal sinnlos aufzuopfern! Endlich aber raffte ich mich auf, sagte mit klarer Entschiedenheit zu ihnen: „Keine langen Worte mehr über diese Lügen, ihr werdet sie ja selbst bald am besten erkennen – nur noch ein paar Fragen an euch, die ihr nach Gutdünken beantworten mögt: Habt ihr wirklich geglaubt, in diesem Kriege siegen zu können?“

Da hoben beide ihre Hände auf, sagten wie aus einem Munde: „Nicht einen Tag, mein Offizier, wie sollten wir auch? Haben wir euch im großen Kriege nicht geschlagen, obwohl in eurem Rücken Rußland stürmte – wie sollten wir es wohl in diesem Kriege können, fast ohne jede Hilfe anderer Völker? Nur eine Meinung hatten wir, alle Soldaten, vom ersten Tage an: Ohne das große Rußland als Hilfe, ohne das neue Italien auf unserer Seite – Welch einen Unsinn machen sie diesmal, die hohen Herren unserer Generalität?“

Welch eine klare Einsicht! dachte ich kopfschüttelnd. Hier war die naive Volksstimme, sie hätten nur auf sie zu hören brauchen,

sich jeden Zweifels sicher zu ent schlagen! „Und dennoch kämpftet ihr – bei diesem Glauben?“ fragte ich schließlich.

„Man muß seine Pflicht tun, mein Offizier!“ sagte der Ältere schlicht.

Ich nahm still meine Zigaretten heraus, gab jedem eine in die verkrampfte Hand. „Und die Engländer – was ist mit euren Freunden?“ fragte ich endlich.

Bei diesem Worte verzogen sich ihre Lippen geringschätzig, sagten wiederum beide wie aus einem Munde: „Sie sind nicht unsere Freunde, mein Offizier, sie sind schon unsere Feinde! Wenn Sie wüßten, wie sie bei uns gehaust, die Kampfgenossen Engländer... Und als der Kampf kam – wo waren sie da? Derrière, mon officier, toujours derrière – mais – avec les femmes, avec nos femmes . . .“ Es war kein Haß in diesen Worten, sie waren auch dazu wohl zu müde, aber es war eigentlich noch mehr darin: Eine maßlose Trauer, eine abgründige Enttäuschung, die unheilbar schien...

Kurz nach dem Mittagessen hielt es den General nicht länger, befahl er, den großen Kübel für lange Fahrt fertig zu machen. „Ich fahre jetzt alle Stellungen ab“, sagte er entschieden, gleichsam vor Spannung knisternd, „wir müssen es heute noch schaffen! Ich nehme nur den Ordonnanzoffizier mit, alles andere bleibt auf dem Gefechtsstand . . .“ Wir sahen ihm beim Gruße lange in die Augen, wir fühlten alle, jetzt würde er sich rücksichtslos einsetzen . . .

Kaum war er abgebraust, rief es vom Korps an. Der Oberstleutnant gab eine jener Antworten, die wir „historische Meldungen“ zu nennen pflegten: „General zur Zeit nicht erreichbar, da vorderste Gefechtsstätigkeit regelnd!“ Der ganze Nachmittag verging in äußerster Spannung, zuweilen rief der General selber an, um über uns Verbindung mit dem Korps zu halten, mehrfach aber war die Leitung nach vorn zerschossen. Gegen Abend wurde selbst

unser Oberstleutnant einsilbig, sagte er auf einen fragenden Blick schließlich mit dünnen Lippen: „Der General hat zur Entlastung einen Panzerangriff auf das Bois de Berny befohlen, er bietet die letzten Möglichkeiten für den heutigen Kampftag . . .“

Ich saß lange vor der Karte dieses Gebietes, wie seltsam war doch die Arbeit daran: Hier waren es dünne Striche, gepunktete Schattierungen, gewundene Linien, hier waren es nie vorher gehörte Namen, gleichgültige Wegekreuzungen, friedlich lebende Dörfer – wenige Kilometer weiter waren es Brennpunkte des Kampfes, waren die Schattierungen von Granaten zerrissene Waldstücke, die Windungen von Sperrfeuer zerfetzte Straßen, die Wegekreuzungen mit Blut errungene Entscheidungen, die stillen Dörfer die Grabstätten ganzer Kompanien! Aber das durfte man nicht einmal vor Augen haben, das durfte man bei dieser Kartenarbeit nicht einmal sehen, nur ihre kalten Namen durften diese Dörfer für uns behalten, nur den Sinn von Verbindungsstraßen mußten diese Linien haben – wie anders konnte man von diesem Kartentisch aus eine Division führen, wie anders diese abstrakten Zeichnungen in lebensvolle Realitäten verwandeln? Man maß, man rechnete – daraus ergab sich die Wichtigkeit einzelner Punkte, danach die Rücksichtslosigkeit eines um sie geführten Einsatzes! Welch ein Erlebnis war es daher immer wieder, wenn man nach solcher Kartenarbeit nach vorne fuhr – aus toten Strichen plötzlich lebende Straßen, aus zarten Schattierungen atmende Wälder, aus toten Namen lebendige Dörfer, vor allem aber: aus diesen seltsamen Zeichen stürmende Kompanien, aus jenen rasend feuernde Haubitzbatterien, aus den dritten rollende Panzerphalanxen wurden – man plötzlich alles das in pulsierende Wirklichkeit umgewandelt sah, was vorher am Kartenbrette kalten Herzens als beste Lösung ausgeklügelt war! Ich hatte den Weltkrieg als schlichter Reiter mitgemacht, daß ich den zweiten bei einer höheren Führung erleben durfte – erst dadurch ergab sich mir der

Krieg in seiner Gänze, erkannte ich ihn erst in seiner tiefsten Wesenheit...

Auf unserem Gefechtsstand wurde es immer lebhafter, ein Melder nach dem anderen knatterte heran. Ein Ordonnanzoffizier nach dem andern wurde geschickt, zum Glück ließ uns heute wenigstens die Artillerie in Ruhe, konnten wir wenigstens alle Anfragen in Ruhe klären. Der Oberstleutnant kam erst gegen Abend zum Rasieren, aber nicht einmal das konnte er in Ruhe tun, mit eingeseiften Wangen saß er vorm Telephon, den schaumigen Pinsel gestikulierend in der Rechten. Schließlich kam auch eine Meldung von den Panzern, aber sie nahm uns nur die letzte Hoffnung, die ganze Brigade war vor dem Walde von Berny durch Minen gestoppt, im übrigen schien dieser Wald so stark feindbesetzt, daß man ihn auch sonst nicht hätte nehmen können. Wir sahen uns schweigend an, jetzt war nichts mehr zu hoffen, jetzt war es für heute zu Ende, jetzt gab es nur noch einen Tag, wenn wir es auch an dem nicht schafften...

Die Ordonnanzoffiziere fuhren einer nach dem andern ab, wir schickten alle in das Dorf Grattepanche, in dem unser General die Schlußbesprechung halten wollte. Ich ging im Abenddämmern noch einmal durch das Dorf Fusien, erst durch den Park, dann durch das Schloß, alles war durch das tagelange Feuer eine wüste Stätte. Auf den Straßen trugen die Gefangenen die französischen Toten zusammen, man hatte auch das erst jetzt tun können, inzwischen aber waren sie durch die pralle Sonne so aufgedunsen, daß die armen Kerle sie immer nur ein paar Schritte tragen konnten. Alle paar Meter ließen sie die zerfließenden Körper wieder fallen, schlugen die Hände vor die Gesichter, liefen an die nahe Straßenmauer, warfen sich mit einer Gebärde der Verzweiflung daran. „O mon officier“, rief mir einer zu, als ich vorüberging, „c'est trop triste...“ Es war ein zarter, ein fast schwächlicher Mensch, die Tränen liefen ihm unablässig übers Ge-

sicht, seine kindlichen Augen brannten in echtem Schmerz. Und wieder wurde mir klar, daß diese Menschen keine Krieger mehr sind, daß diese Nation aus dem Kampf ums Dasein abgetreten ist . . .

Auf dem Rückweg zum Gefechtsstand setzte ich mich noch ein wenig an den Westrand unseres Wäldchens, er war in langer Reihe von unseren Stabssoldaten besetzt, die alle schweigend vor sich in das Tal hinunterblickten. Dort unten flammte immer noch ein Dorf, es sah in der Dämmerung ungewöhnlich gespenstisch aus. Zuweilen brannte ein Munitionswagen auf, dann zischte es wie ein lustiges Feuerwerk gen Himmel. Besonders deutlich sah man ein großes Gebäude, das nur ein Schloß sein konnte – ich nahm mein gutes Glas an die Augen, sah nun sogar das Feuer in den Fensterhöhlen. Dies Dorf konnte nach meinem Kartenwissen nur Dury sein, dann aber war das Schloß kein anderes als jenes, das während des Weltkrieges Hauptquartier des Marschalls Haig gewesen war. In diesen Mauern hatte er damals residiert, während der unvergeßlichen Sommeschlachten, hier hatte er viele Male Foch getroffen, hier hatte selbst Clemenceau ihn mehrfach aufgesucht . . . Damals waren wir nicht bis zu ihm herangekommen, damals waren wir kurz vor Amiens steckengeblieben, nun aber hielten wir es in unseren starken Händen, nun war es eine zu unseren Ehren weit in die Nacht leuchtende Fackel! Daß ihr das nicht mehr erlebtet, Marschall Haig, Generalissimus Foch, Ministerpräsident Clemenceau, womit verdientet ihr die Güte solchen Schicksals? dachte ich melancholisch.

Ich konnte mich erst losreißen, als das Dach in wilder Lohc zusammenbrach, damit auch diese historische Stätte für immer versank. Als ich zum Gefechtsstand zurückkam, war der General noch immer nicht eingetroffen, obwohl es inzwischen völlig Nacht geworden. Er kam erst gegen ein Uhr nachts zurück, zum erstenmal sah ich ihn etwas erschöpft. „Habt ihr noch etwas zu essen für

mich?" fragte er dennoch freundlich wie immer. Wir holten rasch das für ihn Aufgehobene herbei, ich setzte mich an seine Seite, beleuchtete ihm jeden Bissen auf dem Teller. Wiederum zog gerade eine Bomberstaffel über uns hinweg, so durfte ich die Taschenlampe immer nur kurz einschalten, ihm tatsächlich immer nur den Bissen auf dem Teller anleuchten, damit er ihn rasch mit seiner Gabel fassen konnte. Er aß schweigend an diesem Abend, was sonst nicht seine Art war – er mußte Ungeheures an diesem Tage geleistet haben, wie ein zorniger Stier gegen das Verhängnis gerannt sein. Als er schließlich aufstand, sagte er als Gutenachtgruß nur dies: „Morgen haben wir die letzte Chance, aber die werden wir auch derart benützen, daß wir keine andere mehr brauchen!“

Ich leuchtete ihm sorglich in sein Zelt, er warf sich augenblicklich ins hohe Stroh. Dann trat ich zum Ordonnanzoffizier, um mich von ihm zu verabschieden. „Das hätten Sie heute abend erleben sollen!“ flüsterte er mir rasch zu. „Alle Kommandeure waren im Grunde ohne Hoffnung, die Besprechung konnte auch nichts anderes ergeben – da nahm unser General das Schlußwort, bewies ihnen mit einem Duzend Sätzen, daß es morgen ganz ohne Zweifel gelingen würde! Und was glauben Sie, geschah mit unsern Kommandeuren – nach wenigen Minuten waren sie überzeugt wie er, gingen sie in unerschütterlichem Zutrauen auseinander! Und wenn es morgen gelingt, dann weiß ich eines ganz bestimmt – dann hat es nur der General geschafft, hat es sein Durchhalten allein geleistet!“

Damit trennten wir uns, suchte jeder seine Höhle auf. Die Nacht verlief ruhig wie lange nicht, so daß wir alle sehr erfrischt erwachten. Noch bevor unsere Arbeit richtig begann, kam bereits die seltsame Meldung von vorn, daß die Infanterie in einer Weise vorwärtskomme, wie es die Kommandeure niemals zu hoffen gewagt. Der Feind war sichtlich weich geworden, er wich selbst an

den stärksten Ecken, die Wegandlinie war endgültig durchgedrückt, der große Vormarsch auf Paris hob an.

Wenige Stunden später konnte unser Oberstleutnant die erste „historische“ Meldung dieses Tages geben, jene denkwürdige Meldung, die im Auftrage unseres Generals den Wortlaut hatte: „Bitte meine Division nicht dafür zu tadeln, daß sie heute sechzig Kilometer durchstieß, obwohl ein ausdrücklicher Befehl hierzu nicht vorlag...“



Diese Tagebuchblätter sind Auszüge jenes großen Feldzugsberichts,  
den der Dichter nach dem Kriege zu veröffentlichen beabsichtigt.

## Inhalt

Sturm auf Calais . . . . .	3
Das Kinderzimmer . . . . .	22
Panzerdurchbruch an der Wengandlinie . .	41

# Edwin Erich Dwinger

## Die Armee hinter Stacheldraht

Das sibirische Tagebuch 1915-18  
220. Tsd. 310 S. gebunden 6.-

## Zwischen Weiß und Rot

Die russische Tragödie 1919-20  
255. Tsd. 507 S. gebunden 6.80

## Wir rufen Deutschland

Helmkehr und Vermächtnis 1921-24  
125. Tsd. 559 S. gebunden 6.80

## Die letzten Reiter

Der Zug nach Kurland  
255. Tsd. 454 S. gebunden 5.80

## Auf halbem Wege

Kapp-Putsch und Ruhraufstand 1920  
135. Tsd. 572 S. gebunden 6.80

—

## Der Tod in Polen

Die volksdeutsche Passion 1939  
150. Tsd. 173 S. gebunden 2.60

## Spanische Silhouetten

Erlebnisse an der spanischen Front  
50. Tsd. 102 S. kart. 1.80

### In der Deutschen Reihe erschienen

## Zug durch Sibirien

100. Tsd. gebunden -.80

## Das namenlose Heer

70. Tsd. gebunden -.80

### Frühe Romane

## Korsakoff

24. Tsd. 206 S. gebunden 4.80

## Die zwölf Räuber

10. Tsd. 230 S. gebunden 4.80

Eugen Diederichs Verlag Jena